

DER GROSSMÄCHTIGE OSTEN. ZUM PROBLEM DER RÖMISCH-PERSISCHEN AUSEINANDERSETZUNG IN DER KAISERZEIT

VON

GERHARD WIRTH (Bonn)

Was ich zu sagen habe, scheint alles in allem ein wenig abwegig zu sein. Und einiges ist wohl angetan, in die Irre zu führen. Denn der Titel meines Referates grenzt Rom als Imperium ein, und er mag sich naturgemäß auf eine Reihe von Völkerschaften oder Randstaaten beziehen, die weitab liegen. Daß heißt, er fordert die Behandlung von Kelten, Germanen und anderen, die sich in mehr oder weniger weiter Entfernung um das Mittelmeer herum lagern, er müßte sich auf das Problem der Romanisierung beziehen um all dies dann nochmals auf wieder andere Gebiete übertragen¹. Eine notwendige zeitliche Eingrenzung tut das Ihre, den Eindruck zu ergänzen, daß einiges hier gar nicht zu diskutieren sei. Und auch sonst hat die Thematik ihre Schwierigkeiten, ich denke, man braucht sie nicht weiter zu präzisieren. Vieles davon ist überdies gerade in diesem Lande bereits viel besser bekannt, so daß die Ausbeute gering bleiben muß.

Denn immerhin: Rom, das bedeutet das Weltreich, das Imperium, und dies allein schon zwingt zu einer Perspektive, die weiter reicht, zwingt zu einem großen Rahmen, wie er dem Detailspekt, auch im Regionalen, erst die benötigte Wirksamkeit zu geben vermag. Und es ist schwer, sich vorzustellen, daß alles, was sich auf einem begrenzten Raume abspielt, ohne diesen Hintergrund als wirkliche Kulisse verständlich werden kann. Die Art und Weise, wie dies m.E. am ehesten geschehen kann, wird schnell deutlich werden. Und geht der Historiker etwa von einem Wechselverhältnis aus so wird er feststellen, daß selbst die Stufen, in denen sich das oben angedeutete Gesamtbild darstellt oder die Entwicklung zu diesem hin vollzieht, ohne eine andere Seite gar keinen Sinn hat, den Osten des Imperiums², und erst so die römische Geschichte überhaupt ein Ganzes werden kann, in dem das Detail seinen Platz findet, der ihm zusteht.

Die Beziehungen sind vielfältig, und es braucht sich nicht allein um direkte Wechselverhältnisse zu handeln, die von Fall zu Fall aufscheinen mögen. Wichtiger sind vielmehr die Hilfen, die beide Seiten einander in einem Prozeß von Genese, Vollendung und dann von Verfall spielen und dabei zugleich den eines Lernens sichtbar machen, der die römische Geschichte in vielen Bereichen ja zu kennzeichnen scheint.

Die Gründe liegen auf der Hand. Als Rom seine westliche Expansion beginnt, ist der Osten längst in einem Zustand, der seine Formen und Ordnungsprinzipien entwickelt hatte. Das Gefüge der von den Griechen beherrschten und geleiteten Länder bildete eine Welt von ausgeprägter Zwischenstaatlichkeit, der Hellenismus wie unter anderen Voraussetzungen zuvor das Achämenidenreich hatten Voraussetzungen geschaffen, die bereits als Tradition das Miteinander sicherten. Es scheint überdies, daß danach auch das

¹ Literaturhinweise finden sich in den angeführten Arbeiten in Hülle und Fülle. Sie sämtlich heranzuziehen würden den Umfang des Referates sprengen und kann auch aus anderen Gründen hier nicht die Absicht sein. Gleiches gilt für die Quellen, die sich im Grunde fast allein auf Andeutungen beschränken. Für die Entwicklung des römisch-persischen Verhältnisses zu verweisen ist immer noch auf K. H. Ziegler, Die Beziehungen zwischen Rom und dem Partherreich, Wiesbaden, 1964, zur Genese des Foederiertenproblems s. auch ders., ANRW I, 2, 08 ff. Eine m. E. grundlegende Arbeit zum Problem der römisch-persischen Verhältnisse von D. Timpe in den sechziger Jahren blieb leider ungedruckt.

² Zur Phasenverschiebung des Verhältnisses s.u. Zwar beginnt das Ausgreifen Roms im Westen. Seit der Mitte des 2. Jhdts. aber bereits erscheint die römische Ordnung im Osten als klarer ausgeprägt als dort und gehen von da ab die Kriterien einer Erkenntnisübertragung aus. Nach der Regelung der östlichen Verhältnisse durch Pompeius und einer endgültigen, durch den Bürgerkrieg nur oberflächlich beeinträchtigten Stabilisierung ist es erst Octavian, der zwischen beiden Schauplätzen das Gleichgewicht herstellt. Die Imperiumskonzeption die jetzt sichtbar wird, ist derart, daß sie für beide Seiten gelten darf.

Partherreich bewußt die Rolle des Erben anzutreten sich bemüht, und dies wiederum ebenfalls nach mindestens zwei Seiten im Räumlichen hin. Von den Wertvorstellungen, die auf diese Weise ganz natürlich entstanden waren, konnte Rom in seinen früheren Jahrhunderten nur profitieren, und dies wird selbst dafür gelten, wie man Weltreichs- und Weltherrschaftsideologien³ zu verarbeiten lernte. Dazu freilich kommt, daß Roms eigenes Instrumentarium offensichtlich kaum bereits genügend entwickelt war, als es sich anschickte, nunmehr auch dieses Territorium dem eigenen Imperium anzugliedern. Die eigentlichen Wurzeln dieses Imperiums liegen im Westen. Es scheint aber, daß sich für das römische Fassungsvermögen im Zweiten Punischen Kriege die Ereignisse allzu rapide überstürzten. Wohl war man sichtlich bemüht, zu lernen. Doch dies brauchte seine Zeit, und das notwendig gewordene Engagement an verschiedenen, auch ihrem Wesen nach verschiedenen, Schauplätzen muß ein Übriges getan haben, diesen Prozeß zu erschweren und zu verzögern. Die Auswirkungen auch auf die innere Struktur sind bekannt. Es könnte reichlich sein, daß gerade in dieser Langsamkeit etwas wie die Wurzel des Erfolges lag, denn sie bewirkte, daß man auch Konsequenzen im voraus zu überdenken lernte und etwa vorhandene Grundsätze der neuen Wirklichkeit anpaßte. Erst deshalb aber so scheint es, war man in der Lage, nach Generationen voller Gewaltaktionen und Kriege etwa in Spanien und in Gallien dann fast Übergangslos eine Romanisierung einzuleiten⁴, die spätestens vom Beginn der Kaiserzeit mühelos vonstatten ging, offensichtlich, weil man jetzt um die Voraussetzungen wußte, die sich aus all dem auch für die eigene Zukunft ergaben, nachdem man den eigenen Interessenkreis in solcher Weise ausgeweitet hatte und eine Umkehr nicht mehr denkbar war. Europa, so weit es irgend ging römisch gemacht, das läßt sich anders als aus diesem Lernprozeß kaum erklären⁵.

Es wird denn das erwähnte, bereits vorhandene Ordnungssystem sein, das es Rom so leicht gemacht hat, den Osten in seine Hand zu bringen und schneller als im Westen eigene Autorität walten zu lassen. An seine Grenzen stößt Rom dort, wo dieses System nicht mehr funktioniert, an der persischen Grenze, am Kaukasus, dann in Arabien. Die Verzögerung um die Wende vom 2. zum 1. Jhd.v.Chr. ist unverkennbar, und wenn Caesar danach, zwei Generationen später, erneut mit seinen Vorstößen beginnt, um das westliche Europa gar in römische Hand zu bringen, dann erst nach einer Sammlung von Kräften wie von Erkenntnissen und nicht zuletzt nach der Etablierung eines Zustandes im Hinterlande, der als einigermaßen beruhigt gelten dürfte. Den Krieg an mehreren Fronten zugleich und dessen besonderen Gefahren hatte man inzwischen wohl richtig einzuschätzen gelernt.

Das Lehrgeld für all dies freilich war immer noch groß genug, und alles in allem hat es noch Jahrhunderte gebraucht, bis man sich bewußt geworden war, wie wenig es mit militärischen Aktionen allein oder einer lediglich außenpolitischen Zielsetzung getan war, wollte man mit Phänomenen fertig werden, die sich in so manchen anderen Bereichen erstreckten. Es bleibt zu fragen, ob die genociden Kämpfe im Westen nötig gewesen wären, die lange Zeit hindurch das eigene, römische Menschenpotential gefährdeten und die bekanntlich für Gallien nicht ohne gravierende soziale Folgen blieben. Noch ein Caesar in Gallien wirkt von hier aus gesehen wie der Rückfall in eine bereits überwundene Epoche. Roms Auftreten etwa in Kleinasien und den östlichen Gebieten seit einem Antiochos IV. scheint von einer Instinktilosigkeit, die nicht nur dem Seleukidenreich seine Existenz kosteten⁶, sondern angesichts des Partherreiches und dort eines Mithradates II.⁷ sich für das

³ Begünstigt wurde die Übernahme solcher Vorstellungen von herein durch die Imperiumskonzeption mit ihrer Flexibilität der Deutung zwischenstaatlicher Verhältnisse; daß es hierin wie in anderem, für die innere wie äußere Gestaltung und legemdem zu keiner Fixierung kam, ist in seiner Weise scheinend. Zur natürlichen Grenze solcher Vorstellungen, die Existenz des Partherreiches bedeutete und früh zu einem Postulat Interessengleichheit außerhalb des üblichen Rahmens geführt haben muß, vgl. bes. Ziegler, 1964, 136 ff.; 148 ff.; die Anfänge sind bereits bei Pompeius. Die Kluft zwischen pragmatisch handelnder Wirklichkeit und einer die Jahrhunderte hindurch erhaltenen Selbstdeutung (s.u.) der eigenen Rolle durch Rom läßt sich m.E. aus der hellenistischen Tradition. Hier von einer Schizophrenie zu sprechen (vgl. etwa E. Chrysos, *Some Aspects of Roman-Persian Legal Relations*, Thessaloniki, 1976, bes. 2) läßt die zeitlose Rolle von Ideologie und Propaganda zu erkennen, vgl. auch J. Straub in: *From Late Antiquity to Early Middle Ages*, Prag, 1985, 37 ff.

⁴ S. dazu u. Es handelt sich um die Länder, die Rom nachweislich den stärksten Widerstand entgegengesetzt hatten. Unklar bleibt,

wann und unter welchen Umständen man die Entwicklungsfähigkeit dieser Völker erkannte, ich halte für möglich, daß sich zwischen Spanien und Gallien ein Fortschritt in praktischen Erfahrungen konstruieren läßt, wo im 1. Jhd.v.Chr. der Prozeß unmittelbar nach der Eroberung beginnen kann.

⁵ Bezeichnend hier die politischen Maßnahmen bereits eines Sertorius in Spanien.

⁶ S. dazu zusammenfassend J. Wolski, ANRW II 9, 1, bes. 199 ff. Das Seleukidenreich zwar ging an der Unvereinbarkeit innerer und äußerer Schwierigkeiten zugrunde, und bezeichnend etwa ist die enge Verquickung des seleukidischen Problems mit der Entwicklung des seit 161 indirekt wohl von Rom gesteuerten Staats von Judaea. Unklar bleibt, wie weit man etwa den geplanten Persienzug Antiochos' IV. als den letzten grandiosen Versuch einer hellenistischen Selbstbehauptung zu sehen hat. Die Art, wie Rom nach dessen Tod den Nachfolgern Schwierigkeiten bereitete, scheint der sicherste Weg einer Zerstörung des östlichen Staatengefüges schlechthin.

⁷ S. Wolski, S. 200. Daß Rom etwas tat, um Mithradates in seinem Eroberungszug aufzuhalten, ist nicht bekannt.

Imperium selbst sehr bald als die Last einer großen Versäumnis auswirkten⁸. Vergleicht man damit etwa die Behandlung Pergamons nach 167 oder die Art, wie man in Ägypten eingriff, dies in bester Absicht, so scheint unverkennbar⁹, daß man allzu lange Zeit weder willens noch eigentlich fähig war, Dauerhaftes zu schaffen und damit über ein Provisorium überhaupt hinauszugelangen¹⁰. Hierfür nach Ursachen im einzelnen zu suchen, führt in die Spekulation. Erst Pompeius¹¹ im Osten ist nach natürlichen Katastrophen ein Zeichen dafür, wie weit deutlich geworden war, was man sich leisten dürfe und was nicht. Aber die Verständnislosigkeit, mit der er 62 noch im Senat begegnete, wiederum läßt erkennen, daß man die Breite des Verstehens für das Mögliche und für das Nötige auch jetzt noch nicht überschätzen darf. Einschlägige Äußerungen eines Cicero mögen dies bestätigen.

Für das, was jenseits solcher räumlicher Grenzen lag, muß das gleiche gelten, und es scheint, daß man sich bis auf Pompeius etwa bezüglich des Partherreiches weder um dessen Ausdehnung, dessen Interessen noch überhaupt um die Traditionen gekümmert hatte, die es verkörperte¹², von den Notwendigkeiten und den Belastungen zu schweigen, mit denen dieses Reich stets konfrontiert war¹³. Die Art der Gestaltung der Ostgrenze nunmehr mit einer Reihe von Klientelstaaten und Provinzen vom Schwarzen Meer¹⁴ bis nach Ägypten erklärt sich als eine natürliche Reaktion auf die eigenen Versäumnisse, um eine mögliche Gefährdung gering zu halten¹⁵. Daß ein Augustus dieses System weiter ausbaute und in einer Flexibilität dynastischer Manipulationen verfestigte, paßt zu einer Denkweise, die der des Pompeius näher gestanden zu haben scheint als der Caesars, wozu freilich denn die leidvollen Erfahrungen der Endphase des Bürgerkrieges nunmehr auch mit persischen Invasionen in römisches Provinzialgebiet gekommen sein mögen. Wenn spätere Generationen dieses System dann abbauen, dann sicher nicht, weil sie es als einen Fehler ansahen, sondern weil es im 2. Jhd. n. Chr. seinen Zweck erfüllt hatte. Es ist überdies auch erst Octavian, der das näher gelegene Gebiet des Balkans und die Länder um die mittlere und untere Donau in römische Hände brachte und so die Verbindung des Westens mit dem Osten herstellte. Zu fragen bleibt dabei, wie weit man um diese Zeit bereits die Möglichkeiten einer Einziehung gerade an dieser Stelle erkannt und etwa in solchem Zusammenhang einen Burebista richtig einzuschätzen gelernt hatte. Wenn nicht, wäre dies wohl ein Zeichen für die Unvollkommenheit der eigenen, nun gleichsam schon historisch gewordenen Perspektive bis in eine Zeit hinein, die bereits als der Höhepunkt der römischen Geschichte gilt. In Berührung kam Rom jetzt erstmals auch mit den Gedanken von Oikumenebeherrschung

⁸ Die parthische Expansion ist ohne den Überdruß der Bevölkerung hellenistischer Reiche an dem Hellenisierungsprozeß nicht denkbar; wie weit Rom von entsprechenden Erwägungen ausging, ist unklar, entsprechende Informationen vor wird man besessen haben. Zu Griechenpogromen s. N. C. Debevoise, *A Political History of Parthia*, Chicago, 1938, bes. 209; allgemein s. dazu immer noch S. K. Eddy, *The King is Dead: Studies in the Near Eastern Resistance to Hellenism*, Univ. of Nebraska Press, 1961, passim.

⁹ S. dazu immer noch W. Otto, *Zur Geschichte der Zeit des 6. Ptolemäers*, München, 1934 passim, und ders.; H. Bengtson, *Zur Geschichte des Niederganges des Ptolemäerreiches*, München 1938, zuletzt auch W. Peremans, *ANRW I 1*, 660 ff.

¹⁰ Zur merkwürdigen Ignoranz eines Sulla bezüglich der parthischen Machtverhältnisse vgl. bes. Debevoise, S. 46; Ziegler 1964, S. 20 f. Ich halte für möglich, daß die Expansionsbewegung unter Mithradates II. zu gewisser inneren Schwächung Parthiens geführt hatte, die täuschen mochte. Parthien verhält sich denn auch auffallend kräftlos gegenüber den Expansionsbestrebungen noch eines Tigranes II.

¹¹ Zu Pompeius s. zuletzt B.J. 183, 1983, 1 ff.; nicht mehr berücksichtigen konnte ich die Arbeit M. L. Chaumonts, *L'expédition de Pompée le Grand en Arménie et au Caucase (66-65 av. J.C.)*, Quad. Cat. 6, 1984, 17 ff. Allgemein s. auch Debevoise S. 71 ff. Die Zurückhaltung in den folgenden beiden Jahren scheint die Folge erster Kenntnisnahme der geographischen Dimensionen zu sein, die ein militärisches Eingreifen in der bisher gelübten Form als sinnlos erscheinen ließen.

¹² Zu den folgenden Jahrhunderten s.u. Wie weit die Pläne Constantins und dann Julians wirklich auf die Vernichtung abzielten, ist nicht mehr zu erkennen, ich halte für möglich, daß auch den

Selbstaussagen des letzteren nicht ohne weiteres ein offizieller Charakter unterlegt werden darf.

¹³ Zur Verschiebung innerhalb der Alexanderideologie s. Entret. *Fond. Hardt XXII*, Genf 1976, 131 ff.; zu Julian meinen Deutungsversuch in: R. Klein, *Julian-Apostata*, Darmstadt, 1978, 451 ff. Ich halte die Renaissance einer Barbarenideologie bei Julian für die Folge eigener Studien, bei zeitgenössischen Rednern finden sich entsprechende Anklänge bezeichnenderweise in Fülle; zur anderen Seite s. auch R. Klein in: *Festschrift G. Wirth*, Amsterdam, 1988, 925 ff.

¹⁴ S. dazu immer noch W. Hoben, *Untersuchungen zur Stellung kleinasiatischer Dynasten in den Machtkämpfen der ausgehenden römischen Republik*, Diss. Mainz, 1969; passim. Die Staaten kennzeichnen das Ende der Expansion, dies zumindest für eine Übergangsphase; nach ihrer Auflösung im 2. Jhd. ist die Interessengrenze fixiert, eine gewisse Ersatzrolle spielt Armenien, dies freilich mit anderen Voraussetzungen und zwar in Variationen bis an das Ende der Antike. Für Palmyra und die anderen Randstaaten Arabiens, für die bezeichnenderweise erst nach dem 1. Jhd. die Blütezeit beginnt, wird das gleiche gelten. Zur Rolle Judaeas und der Juden in diesem Zusammenhang s. J. Neusner, *ANRW II 9*, 1, 45 ff. Persien greift wohl nach 43 v. Chr. in Judaea ein, nicht mehr aber etwa 68 n. Chr. Ich halte für möglich, daß es sich um einen Erkenntnisprozeß in umgekehrter Richtung zu dem römischen handelt.

¹⁵ Das Ende der Rolle Armeniens als selbständige, vollkommen unabhängige Macht nicht lange nach dem Tode eines Tigranes erkläre ich mir aus der zunehmenden Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Stabilisierung der Großmächte. Eine solche aber konnte Armenien schon seiner inneren Struktur nach nicht sein, vgl. dazu R. Grousset, *Histoire de l'Arménie*, Paris, 1947, *Introd.*

und Weltreich, die es gleichsam als ein Erbe orientalischer, dann aber persischer und zuletzt griechischer Geschichte mit übernahm¹⁶. Was es dabei zu lernen hatte, war weniger der Gedanke einer räumlichen Expansion – es bleibt auch jetzt zu fragen, wie weit Rom klare Vorstellungen von den Dimensionen¹⁷ des Partherreiches und den damit sich ergebenden Aufgaben für den besaß, der sich mit dessen Rolle ernsthaft befaßte. Wichtiger ist die ethische Verpflichtung in einem Kosmos vielfältiger Phänomene mit ihren Postulaten von Wohlfahrt, von Untertanenbehandlung und von gedeihlichen Verhältnissen, wie sie einerseits die überkommene griechische Philosophie vorschrieb, andererseits aber nicht weniger die pragmatische Auswertung der politischen Gegebenheiten einfach nahe legte. Weltherrschaft¹⁸ als ein geistiges und als ein ethisches Postulat und nicht nur als etwa ein Vehikel für eine egoistische Machtausübung, das hatte man ebenfalls in einem langwierigen Prozeß zu lernen. Denn es setzte außer Kraft¹⁹, was die besten Epochen hindurch die Imperiumsgenese bestimmt hatte, mochte man es in der eigenen Selbstdarstellung auch verschleiern und verbrämen. Denn auch da geht es nicht ohne Schwierigkeiten ab, und als eine Folge überkommener, nunmehr falscher Prämissen nehmen sich im Vergleich mit einem Pompeius noch ein Crassus²⁰ und selbst ein Caesar etwa mit ihren Ostplänen wie der Rückfall in längst überwundene Vorstellungswelt aus. Es soll hier nicht gefragt werden, wie weit etwa ein Alexandervorbild hier unheilvoll in den Köpfen spukte²¹ oder nur der Blick auf die Öffentlichkeit die entsprechenden Propagandafloskeln insinuierte. Indes, am Ende, noch im 1. Jhdt., spätestens seit Beginn des Prinzipates, steht ein entwickeltes, deutlich exemplifiziertes Gefüge von Termini und Kriterien, die zwar vage sind und den Eindruck einer bloßen Etikette erwecken, legt man ihnen etwa die Maßstäbe eines modernen Völkerrechtes zugrunde oder sucht man nach Vorläufern selbst in der früheren römischen Geschichte. Das Imperiumsgefüge im Osten zumindest ist durch sie erst richtig stabil geworden, und unter Augustus regelt sich mit ihrer Hilfe auch das Verhältnis zur östlichen Großmacht gleichsam von selbst²². *Foedus, amicitia, societas, pax* und schließlich *imperium* selbst²³, dann wiederum der Herrschertitel und die in den Termini selbst festgelegten

¹⁶ S. dazu bes. H. Sonnabend, *Fremdenbild und Politik. Vorstellungen der Römer von Ägypten und dem Partherreich in der späten Republik und frühen Kaiserzeit*, Frankfurt, 1986, bes. 231 ff., 232; der mit Recht auf das Nebeneinander, zugleich auch auf die sich herausbildende Erkenntnis von der Unmöglichkeit einer völligen Fusionierung, selbst der Interessen, hinweist. Zur Topik eines Dekadenproblems entsprechend der vorhellenistischen Barbarenvorstellung s.S. 216, vgl. auch K. D. Bracher, *Verfall und Fortschritt im Denken der frühen römischen Kaiserzeit*, Wien, 1987, bes. S. 253 (zu Sall. ep. 2.5).

¹⁷ Vgl. Sonnabend S. 168, vgl. neben einer Vielzahl anderer eigener Arbeiten bes. auch Wolski a.a.O. Zur achämenidischen Reminiszenz s. S. 205 (nach Tacitus Ann. 6, 31, 1 ff.). Um ein Iranisierungsprogramm wenigstens kam Parthien schon angesichts der Gefahr nicht herum, daß Rom jederzeit in der Lage war, das des Hellenismus neu zu aktivieren. Die Wirkungsmöglichkeiten einer religiösen Perspektive freilich blieben beschränkt, wie die Rückschläge der zoroastrischen Gewaltmission in Armenien zeigen.

¹⁸ S. dazu Sonnabend S. 208, die Wende signalisiert auch hier Pompeius mit seiner Behandlung der Alexanderideologie. Der eher nach innen wirkenden Kraft einer bewußt vergeistigten Ideologie steht die der Expansion gegenüber, die wengleich spät, ein Sapor II. einmal unmißverständlich äußert und schon damit sich unglaublich macht. Eine Rückkehr zur achämenidischen Reichsideologie (vgl. dazu G. Widengren, bes. ANRW II 9, 216 ff.) ließ sich gegenüber Rom kaschieren. Sie drängte andererseits Parthien in ein Engagement an verschiedenen Stellen, das angesichts der im Osten auftretenden Kräfte durchzuhalten unmöglich war (vgl. dazu J. Wolski, *Eos*, 46, 1956, 61 ff.; *Ir. Ant.*, 5, 1969, 103 ff.; *Klio*, 62, 1980, 411 ff.). Für die Sassaniden wiederum muß sich angesichts äußerer Umstände das Dilemma noch vertieft haben.

¹⁹ Aufgehoben ist die Perspektive des Herrschaftssystems und seiner Erweiterung, die zwangsläufig damit ins Unmoralische

verweist. Daß mit dem Gedanken der ethischen Verpflichtung andererseits auch die traditionelle politische Rolle einen neuen Nenner erhält, widerspricht dem nicht, muß aber seinerseits zur Entwicklung neuer Verhaltensmaximen führen. Zu Terminologie und Begriffsgehalt des Klientelstaatsbegriffes s. J. Gagé, *RH*, 221, 1961, 221 ff.; 230 f.; 248; die Deutungsversuche Ciceros (S. 231) bleiben im Ethischen. Unverkennbar ist der Monarch der jeweils am nächsten stehendste, vollkommenste Foederat und Sachwalter (vgl. Suet. Aug. 60, 1 ff.) römischer Interessen: Einkleidung und Bürgerrecht erscheinen als Stufen einer Mobilität in diesen Rahmen; die geringe Zahl einschlägiger Zeugnisse im Westen während der Kaiserzeit wird aus größeren Defiziten im Vergleich zum Osten zu sehen sein.

²⁰ Zur Gefangenensiedlung in Merv nach 53 s. Debevoise, S. 95. Mit ihr beginnt eine Tradition, die sich lange noch im Sassanidenreich fortsetzt, und macht klar, worin die Probleme in der Auseinandersetzung mit dem Imperium für Persien liegen, s.u.

²¹ S. dazu O. Weippert, *Alexander-Imitatio und römische Politik in republikanischer Zeit*. Diss. Würzburg, 1972, zur Überwindung solcher Imitation bereits durch Pompeius (vgl. S. 69 ff.) s. BJ, 1983, bes. 31 f. Daß sie damit wirkungslos wurde, ist nicht zu erkennen.

²² Ein parthisches Interesse an römischen Belangen nach dem Bürgerkrieg ist höchstens 193 n. Chr. festzustellen, doch bleibt die parthische Hilfe für Neger gering; die Kriege des Septimius Severus danach erscheinen als eine Überreaktion, mögen aber der Klärung des Vorfeldes und einer als nötig erkannten Abschreckung gedient haben. Ich möchte glauben, das persische Verhalten ist in einer Linie etwa mit den Absichten eines Augustus zur Stützung der Monarchie zu sehen. Für das Hilfsangebot des Großkönigs an Vespasian während des Judenaufstandes wird ähnliches gelten.

²³ S. dazu bes. K. Krämer, *Klio*, 55, 1973, 247 ff.

Verpflichtungen, Rechte oder Verbote²⁴ – es ist, genau gesagt, der Zustand der geregelten Koexistenz, den damit bereits die augusteische Zeit festlegt, wie er den beiden Großmächten ihre Aufgaben zuweist und zwischen sie das erwähnte Gefüge von kleinen Pufferstaaten mit ihrer spezifischen Aufgabe und damit ihrer Existenzberechtigung²⁵ legt, um gefährliche Kollisionen zu verhindern²⁶. Daß die zeitgenössische dichterische Verklärung diesen Zustand zu ignorieren scheint und dafür an dem Gedanken einer Weltherrschaft festhält, kann nichts anderes sein als die bewußte Verschleierung dieser Wirklichkeit durch eine Hülle von *Propaganda*²⁷, wie diese zeitlos ist, geht es darum, Enttäuschungen abzubauen, die aus einer Ignorierung der Wirklichkeit entstehen und allzu leicht dann zu gefährlichen Illusionen werden²⁸.

Schwer aber bleibt es, zu erkennen, wie man solche Erfahrungswerte auf die westliche Imperiumshälfte übertrug. Den Unterschied zwischen beiden Schauplätzen zu überwinden, daß hieße eine Kluft zu überbrücken, deren Breite man erst mit der Zeit erkannte. Wie gesagt, im Osten hatte man klare und überschaubare politische Verhältnisse vorgefunden, an denen sich das Nötige in der angedeuteten Weise exemplifizieren ließ. Für ein Ausgreifen in das eigentliche Europa hinein ließen sich diese Kriterien doch nur bedingt anwenden. Die Kriege in Spanien wie die mit den Galliern haben, anders als im Osten, eine Dauer und eine Härte die einen Vergleich nicht erlauben und noch im 2. Jhd. das Imperium an den Rand der Katastrophe bringen. Unmittelbar danach aber verlagert sich der Schauplatz mit den Kimbern und Teutonen in andere Gegenden mit einer wieder anderen Art von Katastrophen. Und nicht lange danach wiederum wird Gallien zusammen mit dem Alpengebiet zu einer Gefahrenzone, als Ariovist dort auftaucht und die Stämme im Vorfeld Roms durcheinanderbringt. Alles, was sich im Osten demnach einigermaßen hatte abgrenzen lassen, wird hier zum Unkontrollierbaren, Grenzenlosen und muß in den entscheidenden Kreisen Roms den Eindruck erweckt haben, die bisher gemachten Erfahrungen reichten kaum aus, die zu bewältigen, die auf sie zukamen. Ariovist und Burebista sind Zeitgenossen. Der katastrophale Eindruck aber muß sich noch vertieft haben, als die Folgen der römischen Fehler im Osten um die Jahrhundertwende

²⁴ Sie mochten für die Expansionszeit als Camouflage verwendbar sein, setzen jetzt angesichts erwähnter Korrekturen ein Sichbeschränken und den Willen dazu voraus, vgl. dazu etwa Sonnabend S. 200ff.; bes. 206 zu Augustus RG, 29,2. Im übrigen vgl. Strabo 11, 9, 2; Plin., Nat.Hist., 5,88 (...*utrimque cura*...) Just. 41, 1, 1; Jos. AJ, 18, 46. Zu einem Koexistenzgedanken selbst bei Traian und dann Hadrian s. bes. Ziegler, 1964, 97ff.; 116ff. Der Widerspruch der sich damit zur Weltherrschaftsverpflichtung ergibt, und diese in's gleichsam Zeitlose hinausrückt, zwingt zugleich, nach anderen Möglichkeiten der Einwirkung zu suchen. Zum Problem etwa der Handelsbeziehungen s. M. Raschke, ANRW II 9, 606ff. Der Grundgedanke einer Förderung scheint dabei selbst Bevölkerungsverpflanzungen und die gewaltlose oder gewaltsame Überführung geeigneter Gruppen ins jeweils andere Reich zu rechtfertigen (s. bes. S. 648ff.; 677).

²⁵ S. dazu bes. H. Drijvers, ANRW II 8, 799 ff.; zu Palmyra B. Seynig, Syria, 13, 1932, 274; 22, 1941, 260 f.; allgemein vgl. auch Plin. Nat. Hist., a.a.O., zum Nabatäerstaat s. A. Negev., a.a.O., 521 ff.; deutlich werden hier die römischen Absichten von Disziplinierung und Kultivierung, die auf ein Aufzwingen römischer Lebensweisen oder Kultformen (vgl. S. 570) verzichten und aus den angedeuteten wirtschaftlichen Gründen besondere Autonomieformen entwickeln. Hierher gehört auch die Rangerhöhung einzelner Städte, die nicht nur im Sinne einer Festigung der Verbindungen zu sehen sein wird (vgl. dazu R. Sullivan, a.a.O., S. 297, zur Verwaltung s. Applebaum, S. 355 ff. die Dekapolis hat in diesem Zusammenhang wohl Modellcharakter). Zu Armenien s. M.L. Chaumont, ANRW II 9, 70 ff. Zwar wäre die Provinzialisierung Armeniens durch Traian als möglicher Schritt einer Neugestaltung der östlichen Verhältnisse zu sehen (vgl. bes. Tacitus, Ann. 15, 29 zu möglichen Voraussetzungen), die *editio* des Parthamasiris geht von anderen Voraussetzungen aus, die an sich möglicherweise nicht einmal unrealistisch gewesen zu sein bräuchten, so daß sich im Wesen nichts veränderte. Zur Stabilisierung vor allem der wirtschaftlichen Verhältnisse als Voraussetzung wie als Ziel der politischen s. bes. s. Raschke, a.a.O., S. 642 ff.; 837 ff. (persische Tetrachmen). Sie bedeuten ein System von beiderseits vorteilhaften kleinen Schritten als

Ablösung der früheren Versuche einer großräumigen gewaltsamen Expansion im Sinne eines Aelius Gallus (vgl. S. Sidenbotham. Latomus, 45, 1985, 590 ff.). Das geförderte Eigenleben ehemals hellenistischer Städte gehört dazu, bezeichnend das Material gesammelt von K. Harl. Civic Coins and Civic Politics in the Roman East, Berkeley, 1987, passim.

²⁶ Zum Problem der jüdischen Minderheit in solchem Zusammenhang angesichts einer westlichen wie östlichen Komponente s. Lifshiz, a.a.O., bes. S. 461 ff.; 469. Zur militärischen Sicherung s. M. Speidel, ANRW II 6, 687; bezeichnend ist, daß später Zenobia diese Verbände in ihren Dienst stellt (S. 724). Allgemein s. G. Ward Perkins, PBA, 51, 1965, 179 ff.; 182.

²⁷ S. dazu bes. Bracher, S. 56, vgl. auch G. Ceausescu, Klio, 69, 1987, 46 ff. zu Philo Leg. 143 ff. Das... 'Ελλάδα "Ελληνιστι προσαυξήσας ... deutet einen hellenistischen Aspekt an, der sich aus den römischen Verfahrensweisen sehr wohl entnehmen ließ und auf die Aktivierung früherer Vorstellungen schließen läßt. Daß die Reminiszenz an die Jahrhunderte vor der römischen Okkupation in weiten Kreisen vorhanden war, darf angenommen werden.

²⁸ S. dazu Sonnabend, S. 222. Zu den nördlichen Staaten s.o. vgl. Sullivan, a.a.O., 734 ff.; bes. 783; s. auch o. Die Provinzialisierung läßt auf erfüllte Erwartungen schließen, die eine solche mit all ihren Folgen nunmehr erlaubten. Im Süden waren die Differenzen zweifellos größer, und gleiches gilt für die Lebensbedingungen, die eine formale Eingliederung nur für die Städte erlaubten, doch selbst dort die Aufrechterhaltung der geltenden Strukturen erzwangen. Für das flache Land aber waren Konzessionen auch bezüglich von Ordnung und Verwaltung notwendig. Wichtig ist die Verbesserung der Infrastruktur. Das Auftreten römischer *Publicani* neben den einheimischen Stadtherrschern (vgl. Raschke, a.a.O., S. 843) hat wenig zu besagen. Zur Dynastie von Edessa s. Drijvers a.a.O., bes. 863 ff.: bezeichnend ist das Schicksal der Stadt in den wirren Zeiten unter Caracalla und Gordian. Am Ende blieben die Dinge bestehen wie sie waren. Das Problem Dura-Europos klammere ich aus; das gleiche gilt für die Arbeiten M. Rostovtzeffs. Sie verdienen eine eigene Behandlung, die indes den Rahmen sprengte.

deutlich auf den Westen überzugreifen scheinen, um sich nach der geglückten Beseitigung des Sertorius noch einmal räumlich zu verlagern. Die Krise konnte vollständiger kaum sein. Daß sie anhielt und im Verlaufe dann das Äußere mit dem Inneren Hand in Hand ging, ist bekannt²⁹. Wenn aber etwas, dann war sie angetan, in Rom klar zu machen, wie wenig es mit der ungehemmten Expansion denn auch an dieser Seite allein getan sein konnte. Die Erkenntnis aus all dem aber kann dann nur gewesen sein, man habe denn wohl auch im Westen nicht eine Welt von unbegrenzten Möglichkeiten vor sich, sondern tue gut daran, mit seinen Kräften hauszuhalten, ja habe nach anderen Verhaltensformen als bisher zu suchen, um dem Imperium die Sicherung zu geben, die allein Dauer versprach. Von entsprechenden Spekulationen zwar ist wenig bekannt. Ein Sallust etwa spricht vieles offen aus, von anderen, von denen man eine Äußerung erwartete, ist wenig überliefert, und wie weit ein Cicero die Situation begriff, ist wie gesagt, nicht mehr recht zu erkennen. Zwar hatte man Jahrhunderte zuvor die Institution der Provinz geschaffen, um sich in der Bewältigung einschlägiger Probleme eine gewisse Flexibilität zu erhalten. Ihrem Wesen nach ist die Provinz ein Provisorium, die Verfestigung des damit begonnenen Systems könnte sehr wohl das Ergebnis von Erkenntnissen aus dem Osten sein, für den der halbautonome Verwaltungsbezirk stets ein ideales Instrument der Stabilisierung gewesen war. Die leidvollen Erfahrungen, die man dort mit sich selber hatte machen müssen und die in den Mithradateskriegen dann die natürliche Reaktion erfuhren, scheint man im Westen vermieden zu haben, nachdem die Unterwerfung abgeschlossen war, und es scheint nur natürlich, hier von einer Wechselwirkung zu sprechen. Was beide noch trennt, ist scheint in der Tat von nun ab von geringem Belang, und nach Gründen lohnt es sich kaum zu suchen. Hatten sich für den Osten die einschlägigen Kriterien verhältnismäßig leicht³⁰ herausgebildet, im Westen waren sie zwangsläufig anderer Art, doch so, daß man lediglich von der Erwähnung des Gegenteils auszugehen brauchte. Denn sie bestanden dort in der Notwendigkeit, Barbaren eine feste Lebensordnung³¹ zu vermitteln, in einer Kontrolle der Völkerschaften, denen man fast stets erst die Formen einer festen politischen Existenz zu geben hatte, und alles in allem in der Übertragung, gelegentlich Aufzwingung von Formen eines inneren wie äußeren Zusammenlebens miteinander, wie man sie im Osten bereits ausgeprägt vorgefunden hatte. Man hatte Staaten und Stammesgebiete zu organisieren, hatte führende Schichten einzusetzen um mit ihrer Hilfe erst so etwas wie dauerhafte politische Strukturen zu schaffen. Weiter zu gehen war vorerst unmöglich.

Gleichsam im nachhinein und schon während dieses Entwicklungsprozesses erobert Caesar Gallien, und das Argument einer notwendigen Vorfeldsicherung erscheint dabei nicht einmal als zu weit hergeholt. Die Rivalität zu Pompeius im Hintergrunde hat dabei höchstens eine innenpolitische Bedeutung und ließe sich als ein Anlaß bezeichnen: Daß Caesar sich ins vorerst Grenzenlose, Nebulose begab, hat er selbst erkannt und in seinen Berichten so gut es ging kaschiert. Ich möchte glauben, daß er ein Vordringen über das Erreichte hinaus für sinnlos hielt. Die Nachrichten über seine Perserkriegspläne am Ende wiederum wirken von hier aus eigenartig aufgesetzt und sind nicht zuletzt deshalb unwahrscheinlich, es sei denn, man geht von dem Gedanken lediglich einer Abrundung des Gewonnenen von der anderen Seite her aus. Und auch der Alexanderimitator Caesar paßt zu dem Eroberer Galliens nicht. Doch es wäre möglich, man hat es auch in diesem Zusammenhange wieder mit einer augusteischen Sprachregelung zu tun, die sich nach seinem Tode ein Gegenbild schuf, als sie daran ging, zu rechtfertigen, daß man nun, nach der Gewinnung einer endgültigen Stabilität, mit jenem Gleichgewicht zwischen Ost und West die Expansion dennoch in keiner Richtung mehr aufzunehmen beabsichtigte³². Sicher, Korrekturen bleiben nicht aus. Augustus gewinnt die Kontrolle über Rhein- und Donaulauf vollständig und schafft sich eine natürliche Grenze: Wenn man an

²⁹ Unverkennbar muß zugleich die Parallele zu der Situation von 150 v. Chr. gewesen sein, als ein Velfrontenkrieg zu einer Radikalität zwang, die das Bild Roms und seiner Absichten zum ersten Male allgemein zu beeinträchtigen in der Lage war.

³⁰ Der Rückschlag der Crassusaffäre nach der Sicherung der Verhältnisse durch Pompeius scheint von einer falschen Beurteilung der Kräfteverhältnisse auszugehen, vor der ein Pompeius gewarnt haben muß. Dynastische Schwierigkeiten innerhalb des Perserreiches reichen zu einer Erklärung der weiteren Entwicklung nicht aus, die erst 20 v. Chr. einen vorläufigen Abschluß fand. Gleiches gilt auch noch für die Erwartungen eines Antonius, allgemein s. Debevoise, S. 103 ff.

³¹ Die außenpolitischen Maßnahmen an Rhein und oberer Donau spätestens seit Augustus und die Bemühungen, das römische Durchdringen der Gebiete zu erleichtern, gehören hierher. Dies gilt bis 9 n. Chr. für Germanien bis zur Weser, die markomannische Landnahme vollzieht sich unter stetiger römischer Kontrolle (vgl.

J. Fitz, ANRW II 6, 543 ff.) und ähnliches gilt noch für die Nachfolger Marbods. Ich erkläre selbst die Jazygenansiedlung wenige Jahre nach Augustus zwischen Donau und Theiß aus der Absicht, einen beruhigenden Faktor zu schaffen, der im römischen Sinne gerade durch seine ethnische Fremdheit wirksam wurde. S. in anderem Zusammenhang dazu G. Dobesch, Röm. Hist. Mitteilungen, 29, 1987, 45 ff.

³² Zum Beispiel Rätien s. bes. B. Overbeck, ANRW II 5, 658 ff.; 672 ff., zusammenfassend auch Ch. M. Temes, a.a.O., 733 ff. Eine gewisse Hastigkeit bes. der Romanisierung in den vorübergehend gewonnenen germanischen Gebieten, bes. jenseits des Rheins, widerspricht dem nicht. Zum Beispiel eines Ordnungsversuches unter Anwendung aller verfügbaren Mittel s. immer noch Ch. B. Rügger, Germania Inferior, Untersuchungen zur Territorial- und Verwaltungsgeschichte Niedergermaniens in der Prinzipatszeit, Köln, 1968.

einigen Stellen diese Flüsse noch um ein kleines überschreitet³³, dann mit betonter Langsamkeit und, wie in Untergermanien, so, daß man sich sofort zurückzieht, als gefährliche Schwierigkeiten auftreten. Nach wie vor fehlt im Westen anders als im Osten die benachbarte Großmacht als Korrektiv. Hier wie dort aber ist das Charakteristische³⁴ die Defensive und scheint seit Augustus alle Außenpolitik nur noch ein Suchen nach Nuancen. Wichtiger ist die Förderung stabilisierender Elemente, im Osten von Dynastien, im Westen eher von Aristokratien, deren verstärkte Verbindung mit Rom und dem kaiserlichen Hof, sind *tributa* auf der einen als reine Formalität und römische Subventionshilfen auf der anderen Seite und darüberhinaus jener Katalog an Formalitäten, wie sie der Terminus der *clientela* zwar ungenau, dennoch treffend zu umschreiben vermag³⁵.

Wichtiger aber ist ein anderes, und dies gibt zugleich zu denken. Dort, wo die entwickelten Kräfte jetzt gleichsam überschüssig geworden sind, wenden sie sich nach innen³⁶. Daß heißt, es beginnt jener Prozeß der Romanisierung, der früh sichtbar, in diesem bis auf Augustus barbarischen Westen offensichtlich gezielt³⁷ durchgeführt wird und das vorhandene Bevölkerungssubstrat im Laufe von kaum drei Jahrhunderten in allen Lebensbereichen völlig verändert³⁸. Wenn aber etwas, dann ist es diese Expansion nunmehr gleichsam in eine andere Dimension, die als die Anwendung griechischer Lehren zur politischen Ethik in den eigenen Augen zu einer Rechtfertigung der ganzen römischen Geschichte wird. Dieser Prozeß mag seine verschiedenen Formen entwickelt haben und zu verschiedenen Ergebnissen gekommen sein, und daß er etwa in den Grenzzonen weniger erreichte als in den Zentren, Gallien, Spanien, Afrika, liegt nahe. Aber all diese Gebiete einschließlich Britanniens und der Donauländer sind in ihren Lebensformen zu einer Einheit geworden.

Deutlich indes aber wird gerade damit auch die Insuffizienz aller Ansätze und die Grenze dieser Kraft einer zielgerechten Gestaltung. Denn bei aller so auffällenden Gleichartigkeit der immanenten Tendenz, bei aller Gerechtigkeit in der Verteilung der sozialen wie politischen Möglichkeiten, bei allem Gleichgewicht in einer Anwendung adäquater Mittel zwischen den beiden Hälften des Imperiums – und schließlich der formalen juristischen Homogenität seit 212 – der Osten bleibt von einer solchen Entwicklung so gut wie unberührt, und die Anwendung der bereits überkommenen griechischen Kultivierungselemente vermag dort nur eine auffallend geringe Wirkung zu erzielen. Es fragt sich, ob eine solche denn überhaupt beabsichtigt war, das heißt, ob es nicht zugleich auch ein Ergebnis eben jenes erwähnten Lernprozesses war, zu erkennen, wo die eigenen Anstrengungen Sinn haben würden und wo nicht. Schon einmal hatte man, nach in diesem Teile der Welt einen entsprechenden Prozeß zu forcieren versucht und war an seine Grenzen gestoßen: Eine rückläufige Bewegung hatte alles wieder zerstört, Hand in Hand mit einer politischen Auflösung, die nicht aufzuhalten gewesen war. So dosierte man offensichtlich sein Bemühen jetzt von vornherein und unterließ es, in die Völker um das östliche Mittelmeer tiefer einzudringen, als es für eine Eingliederung in das Imperium oder dessen Verwaltung in diesen Teilen vonnöten war. Nicht daß man den Osten einfach abgeschrieben hätte.

³³ Zu den kleinen Schritten s. bes. Sidenbotham, a.a.O., S. 590 ff. Material zusammenfassend bei R. Laser in: Die Germanen, I. Berlin, 1976, 267 ff.; zusammenfassend H. v. Petrikovits, Die Rheinlande in römischer Zeit, Düsseldorf, 1980, 65 ff.

³⁴ Zum Verbindenden des Skythenbildes für beide Bereiche s. Sonnabend, S. 277. Ein Tacitus freilich beschränkt sich in seinen Warnungen (Germ. 37) auf die westliche Sphäre und scheint damit die alte Barbarendiskrepanz bewußt zu strapazieren. Für den Osten bedeutet die monarchisch-despotische Herrschaftsstruktur, soweit ersichtlich, Schwächen genug.

³⁵ Zur Praxis von *foedus* und Truppenstellung mit einer deutlich weiterführenden Absicht s. immer noch J. Klose, Roms Klientelstaaten an Rhein und Donau, Diss. Breslau, 1934, vgl. auch Sonnabend, S. 185. Zum Begriff der *pacatio* in seiner innen- wie außenpolitischen Bedeutung s. Temes, a.a.O., S. 747.

³⁶ Ähnlich wie im Osten scheinen sich Klientelstaat am Imperiums runde und Provinz miteinander zu verwischen und, etwa wie in Thrakien, seit 44 oder den Gebieten Kleinasien, die Übergänge immer fließender zu werden. Die Erteilung von Bürgerrecht an Stammesfürsten und -Adel, die Erziehung von Geiseln in Rom fördern einen solchen Prozeß, wobei die innere Struktur der Gebiete von vornherein gleichgültig ist und von der römischen Seite lediglich als ein Instrument benutzt wird, eigene Ziele durchzusetzen. Daß diese im wesentlichen jetzt in ganz anderem Maße als je zuvor auch den Nutzen der Betroffenen dienen,

widerspricht dem nicht. Zum Phänomen des *„rex datus“* in diesem Zusammenhang s. Klose, S. 52 (zum Beispiel Dio Cass. 67, 5, 1), vgl. auch H. Stieglitz, ANRW II 6, 594 ff. zu CIL III 4453 (*rex Aristomedius*).

³⁷ Zur Schaffung zentraler Instanzen zu diesem Zweck s. J. Kunow, BJ, 187, 1987, bes. 73.

³⁸ Zur Vorfeldgewinnung als Komponente in diesem Zusammenhang s. zuletzt für den Fall Niedergermanien W. Will, BJ, 187, 1987, 2 ff. Sie muß in einer deutlichen, für die Betroffenen sichtbaren Permeabilität der Zivilisationseinrichtungen und -Möglichkeiten bestanden haben, dazu sichtbaren Institutionen der Selbstdarstellung. Die Praxis, die damit entwickelte, hielt in einer Form, die sich wandeln mochte, bis in die Spätantike an: Die Verwendung von *auxilia* von außerhalb der Provinzgrenzen gehört dazu. Zu Tributzahlungen s.o., vgl. Klose, bes. S. 136, für das 4. Jhd. zuletzt B. Brockmeier, BJ, 187, 1987, bes. 85 ff. (Westgotenvertrag 332): Stabilisierungshilfen in solcher Form scheinen von einer zeitlosen Wichtigkeit. Material zusammengefaßt bei A. Garzetti, From Tiberius to the Antonines, London, 1974, passim, in den einschlägigen Kapiteln. Zur wirtschaftlichen Perspektive s. zuletzt H. v. Petrikovits in: Untersuchungen zu Handel u. Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa, hsg. v. K. Düwel u. a., Göttingen, 1985, 292 ff.; K. Godlowski, das. S. 336 ff.; H. Chantraine, S. 367 ff.; J. Kunow, S. 431 ff. Zusammenfassende Übersicht bei H. Grünert (Hsg.), Römer und Germanen in Mitteleuropa², Berlin, 1976.

Trotz aller griechisch-lateinischen Imperiumskultur, die eigentlichen Schwerpunkte des Romanisierungsprozesses liegen im Westen, und dies zu einer Zeit, da unter Anwendung entsprechender Mittel in einer Fortführung der Vorleistungen des Hellenismus mit einem bewußten Neuansatz vielleicht mehr zu leisten gewesen wäre. Sicher, die Unmöglichkeit einer Integration vielfältiger Kulturen mit ihren uralten, der eigenen so fremden Traditionen, mochte einen Ausschlag geben. Zu tun hat diese Zurückhaltung möglicherweise nicht zuletzt auch mit dem östlichen Reich, dessen bloße Existenz eine Beruhigung sein mochte, verglich man es mit den Verhältnissen im Westen jenseits einer nach wie vor nebulösen Grenze. Die qualifizierten, brauchbaren Elemente im Osten ließen sich trotzdem integrieren und standen für den üblichen Prozeß der sozialen Mobilität ja zur Verfügung³⁹. Mit Gewalt vorzugehen, das muß sich früh als sinnlos erwiesen haben. Wie angedeutet, dies sind Spekulationen. Aber das Ende der Antike zeigt, daß man auch nach Jahrhunderten an dieser Stelle nicht weiter gekommen war und sich nichts von dem verschoben hatte, was seinerzeit für das Schicksal des Hellenismus sich so charakteristisch entwickelt hatte.

Ders Osten selbst hatte früh seine Gefährlichkeit verloren, und daran änderte sich nichts, als man gelernt hatte, wenigstens die geographische, geopolitische Rolle des Partherreiches⁴⁰ einigermaßen zu verstehen. Zwar mochte eine überkommene, aus der griechischen Perserdeutung stammende Barbarenideologie sich nach dem *metus Parthicus*⁴¹ von Carrhae 53 sich vorübergehend vertiefen und erwiesen sich auch im Folgenden Osmosen aus historischen wie jenen ethnischen Gründen als unmöglich. Politisch aber bildete sich schnell eine Interessengemeinschaft der Großmächte, einmal begonnen, immer mehr heraus. Es scheint, auch Parthien sei stets mit diesem Gleichgewichte einverstanden gewesen. Zwar eiferten Kriege und Auseinandersetzungen die Jahrhunderte hindurch niemals ab, und auch jene Alexanderideologie lebt immer wieder auf⁴². Aber all dies wurzelt, sieht man von bloßen Profilierungsabsichten einzelner Herrscher oder Feldherren ab, doch nur in dem Bemühen, begrenzte Vorteile⁴³ zu gewinnen oder sich bessere Positionen zu verschaffen, die Armenienfrage hier eingeschlossen. Lange dauern die Kämpfe niemals an, und gerade in dieser Armenienfrage dokumentiert etwa ein Nero⁴⁴ mit seiner dynastischen Entscheidung zugunsten der Parther den Höhepunkt einer Interessengemeinschaft, wie man ihn weder vorher noch nachher erreichte. In den Kämpfen erweist sich Rom überdies stets als überlegen, mehrfach kommt es zur Besetzung der parthischen Hauptstadt, ohne daß ernsthaft je ein umfassender Annexionsanspruch geäußert wird⁴⁵. Geht es indes damit um die *Divisio orbis*, so steht am Ende einer solchen Entwicklung und gleichsam als die natürliche Peripetie ein Caracalla⁴⁶ mit seiner Absicht von Heirat und Fusion der beiden Reiche. Es

³⁹ S. dazu immer noch T. H. Oliver, *The Ruling Power*, Philadelphia, 1953, zum einschlägigen Problemkomplex zusammenfassend R. Klein, *Die Romrede des Aelius Aristides*, Darmstadt, 1981, bes. Einführung, S. 131 ff. Aristides beschäftigt sich zwar fast ausschließlich mit dem griechischen Element. Prosopographien bes. zur späteren Antike (PLRE I, Cambridge, 1971, II, 1980) indes lassen eine wachsende Zahl von Funktionären auch aus den weiter östlich gelegenen Gebieten erkennen. Daß dieser Prozeß sich ausschließlich mit dem wachsenden Trennung der beiden Reichsteile mit erklärt, ist nicht zu bestreiten. Bezeichnenderweise liegen denn auch die bedeutenden Bildungsstätten und Zentren antiker Kultur in diesen östlichen Gebieten.

⁴⁰ S. o. zur Verschiebung der römischen Interessenzonen, die erst mit dem 2. Jhd. wirklich beginnt, wobei das Beispiel Palmyra mit seinen Beziehungen nach Babylonien und in die Nähe der parthischen Zentren erst auffallend spät deutlich wird mögen solche auch früher bestanden haben. Zu einer Politisierung der Verhältnisse lemnach erst nach einer allgemeinen äußeren Stabilisierung s. zuletzt J. R. Mathews, *JRS*, 74, 1984, 157 ff., bes. 162 mit weiterer einschlägiger Literatur. Zu dem bezeichnenden Titel des *στρατηγός* s. S. 168; ich nehme u.a. bes. als Funktion nicht zuletzt die Sorge für die nach Osten und Nordosten führenden Karawanenwege an, in denen dem Imperium aus vielen Gründen gelegen gewesen sein muß (s.o.).

⁴¹ S. dazu bes. Sonnabend, S. 174 ff. Die Klärung des Partherverhältnisses durch Augustus muß einer Befreiung auch in einem solchen Zusammenhange gedient haben (vgl. S. 180); ohne sie würde ein gedeihliches Nebeneinander unmöglich sein und eine Trennung aussichtslos bleiben.

⁴² Sie wird freilich variiert, vgl. etwa Dio Cass. 68, 17, 1. Eine grundsätzliche, weiter führende Zielsetzung, die das bestehende, sich weiter entwickelnde Verhältnis von Gegenseitigkeit außer Kraft zu setzen hätte, läßt sich indes in keiner der Quellen nachweisen. Vgl. auch Wolski, a.a.O., S. 196; 205, dazu J. Wiesehöfer, *Klio*, 64, 1982, 441 ff. Interessant hierzu auch *Inscr. des. Palm.* X 49, 25, vgl. H. Seyrig, a.a.O., S. 253 ff.

⁴³ Vgl. u.a. M. Cary, *AClass.* 1, 1958, 132 zur römischen Beschränkung auf das Kulturland, ähnlich wie in Obergermanien und Rätien nördlich der Donau. Zu dem ökonomischen Hintergrund, der an Wichtigkeit den politischen in den Schatten stellte, s.o. bes. die angeführten Arbeiten ANRW II 8 u. 9.

⁴⁴ S. u.a. Bracher, S. 314, vgl. auch S. 251. Eine wirkliche Zuspitzung der Armenienfrage vermag ich erst für das 3. Jhd. zu erkennen. Sie hängt zweifellos mit dem Interesse Persiens an den Kaukasuspässen zusammen, die sich wiederum aus der Notwendigkeit einer Söldnergewinnung erklärt und wohl mit einem parthischen wie danach sassanidischen Überengagement an vielen Fronten zusammenhängt. Zum Dilemma der römischen Unterstützung auch in diesem Zusammenhang s. bes. zuletzt R. C. Blockley, *Florilegium*, 6, 1984, 28 ff.; Phoenix, 39, 1985, 62 ff.; *Historia*, 36, 1987, 222 ff. Zu Armenien 66 s. auch M. L. Chaumont, ANRW II 9, 70 ff.; Wolski, a.a.O., S. 211; J. Lemosse, in: *Mel. Gidel*, Paris, 1961, 455 ff.

⁴⁵ Dies gilt selbst für die Mesopotamienbesetzung Traians, von dem, die Nachrichten nicht klar erkennen lassen, wie weit er das Verhältnis zum Partherreich grundsätzlich geändert wissen wollte. (allgemein vgl. E. Badian, ANRW II 9, 11 ff., zu Armenien vgl. S. 21; Chaumont, ANRW II, S. 124 ff.; vgl. Garzetti, S. 363 ff.)

ist dies der letzte Höhepunkt einer Interessengemeinschaft, die sich von der Versendung parthischer Königssöhne nach Rom seit Augustus über den Philoromaiostitel einzelner Herrscher bis zu nunmehr völligen Vereinigung erstreckt, wie man sie jetzt ins Auge faßt. Sie hat damit den Sinn gleichsam eines Modells der Überwindung von bisher gültiger Zwischenstaatlichkeit, mag der Plan auch nichts gewesen sein als eine Utopie oder aber bloße literarische Fiktion.

Für den Westen, wie angedeutet, sind die Probleme anderer Art⁴⁷. Wohl versucht man dort anfangs durch die Gewinnung von Territorien jenseits der Flußgrenzen eine gewisse Expansion, wenngleich in bescheidenen Dimensionen⁴⁸, und für eine Zeitlang mochte die bekannte Linie Elbe-Donauknie als Ziel einen gewissen Sinn haben. Nach dem Scheitern führen weder Augustus noch die Nachfolger solche Pläne weiter fort, sieht man von einigen Verschiebungen in Rätien ab, wo man die Donau sukzessive um einige Kilometer überschreitet. Am Ende des 1. Jhdts. werden um die Mainmündung ebenfalls einige Gebiete östlich des Taunus annektiert. Was man wirklich plante, läßt noch eher wohl der Ausbau des Dekumatlandes in Obergermanien erkennen. Aber die Erhebung der beiden Germaniae zu Provinzen bereits geht Hand in Hand mit den Anfängen des Limes. Sicher, dieser mochte für den Anfang weniger als eine Fortifikation als vielmehr eine Dokumentation der Grenze zwischen kontrolliertem Imperiumsgebiet und den Foederaten gedacht sein. Und wenn Traian einige Jahre danach noch einmal ausgreift, um jenseits der unteren Donau das Reich des Decebalus zu zerschlagen, dann offensichtlich⁴⁹, weil dies sich zu einer Gefahr auszuwachsen drohte, wie sie sich stärker als je zuvor jetzt zugleich an allen Stellen der nördlichen Grenze abzuzeichnen begann. In einer römischen Sicht mochte sich ein Decebalus sich als die Neuauflage jenes Burebista darstellen⁵⁰, dessen Reich sich wieder aufgelöst hatte, kaum daß er von der Bühne abgetreten war. Daß man römischerseits mit einer Wiederholung nicht rechnete erklärt sich indes keineswegs allein aus der Grenznähe und der bloßen Gefährdung für das Imperiumsgebiet. Wichtiger muß der Blick auf die Hintergründe gewesen sein, der sich schnell auf die Räume jenseits der bisher wichtigen Grenzen lenken ließ. Die Kleinräumigkeit im mittleren Europa hatte es offensichtlich leicht gemacht, etwa einen Marbod und dessen Nachfolger in ein von Rom aus dirigiertes Kräftespiel einzubauen und sie entsprechend als Schachfiguren zu behandeln, nachdem sie schon nicht zu beseitigen waren. 68 dann hatte man erfahren, was geschehen könnte; wenn auswärtige Kräfte und provinzielle Elemente gemeinsame Sache machten, und auf der anderen Seite hatte sich der jüdische Krieg als die Folge einer unklaren Kräftekonstellation ebenfalls zu einer Gefahr ausgeweitet, wie man sie offensichtlich niemals erwartet hatte. Die allgemeinen Erfahrungen und ein Schock dieser Art müssen der Grund gewesen sein, daß Traian nunmehr bewußt zwei Kriege vom Zaune brach. Ob und inwieweit etwa Bergwerke und Bodenschätze des Landes soweit bekannt waren⁵¹, daß sie eine Rolle spielten, ist ohne Belang. Von Belang sind denn auch die Absichten des Decebalus nicht⁵², eines Foederaten, ausgestattet mit dem römischen Bürgerrecht, der sich möglicherweise dem Imperium fester verbunden glaubte als irgendeiner der Bundesgenossen in der westlichen Hälfte des Reiches.

⁴⁶ S. dazu meinen Erklärungsversuch in: Jb. f. Fränk. Landesforschung, 34/5, 1975, 37 ff., vgl. Wolski, a.a.O., S. 214. Eine Historizität des Planes ist nicht zu erweisen und jede Diskussion müßig. Interessanter scheint, daß man ihn überhaupt in die Literatur brachte (vgl. D. Timpe, *Hermes*, 95, 1967, 470 ff.; anders J. Vogt, *Historia*, 18, 1969, 299 ff.).

⁴⁷ S. o.; die Notwendigkeit der Osmose bewirkt, daß der westliche „Klientelstaat“ (vgl. bes. Klose, S. 11) von vornherein andere römische Maxime voraussetzt. Ich nehme an, der auffallende Mangel an Zeugnissen über monarchische Strukturen erklärt sich nicht zuletzt auch damit. Versuch einer Systematisierung s. immer noch M. Lemosse, *Le régime des relations internationales dans le Haut-Empire Romain*, Paris, 1967, dazu neuerdings D. C. Braund, *Rome and the Friendly Kings*, London, 1984. Ältere Arbeiten zum Problem (Bohn, Sands) scheinen dennoch keineswegs damit überflüssig geworden.

⁴⁸ Zur Verlangsamung der Prozesse durch Augustus s.o.; zur Zeit nach der Mitte des 1. Jhdts. s. Laser, a.a.O., S. 290 ff.

⁴⁹ Material noch immer am übersichtlichsten zusammengefaßt von R. Hanslik und W. H. Groß, *RE Suppl. X* 1032 ff., bes. 1058 ff.

⁵⁰ Zur Absicht Caesars, einen Zug nach dem Osten zu beginnen, in Verbindung mit dem dakischen Problem s.o. Zu fragen bleibt, wie weit die Entstehung des Reiches noch mit den ethnischen Verschiebungen im dakischen Grenzgebiet zusammenhängt, die eine solche Konzentration erforderten und vielleicht weiter nördlich auch den Machtzuwachs eines Mithradates VI. bedingt hatten. Für

Rom ergab sich damit zweifellos bereits aus der Feme ein Problem. Bezüglich einer keltischen Analogie s. G. Dobesch, *Die Kelten in Österreich*, Wien, 1980, passim, zur Kausalität von äußerer Bedrohung und monarchischer Machtakkumulation. Zu Burebista s. bes. I. H. Crişan, *Burebista and His Time*, Bukarest, 1978; zu den ethnischen Voraussetzungen A: Vulpe, *Dacia*, 31, 1987, 77 ff. Zu den Ereignissen 101 ff. s. C. Daicoviciu, *ANRW II* 6, bes. 903 ff. Material allgemein bei Garzetti S. 318 ff. u. Anm.

⁵¹ Vgl. dazu *CIL III* 941 (Salz); 131; 1088 (Gold). Zur Siedlungskonzentration im Bergwerksgebiet s. bes. K. Horedt, *Siebenbürgen in spätrömischer Zeit*, Bukarest, 1982, 14; 80. Zur Nutzung der Möglichkeiten s. St. Mrozek, *ANRW II* 6, 95, 99.

⁵² Stand Decebalus insbesondere ein Hinterland mit unerschöpflichen Reserven an Menschenkraft zur Verfügung, dann genügte die Erneuerung eines Vertragsverhältnisses nicht, Rom hatte vielmehr die Sicherung dieses Vorfeldes selbst zu übernehmen und durch die Karpathenpässe vorzustößen, vgl. auch R. Vulpe, *Dacoromania*, 1, 1983, 41 ff. Wichtig ist dabei, ob das Decebalus die Dimensionen des Burebistareiches erreicht hatte (vgl. dazu M. Bărbuţă, *Latomus*, 39, 1980, 386 ff., bes. 391. Ich halte einen Verzicht auf die Sicherung des gesamten Karpathenbogens für damit erklärlich, daß man sich die Verbindung mit diesem Hinterland, etwa in Zusammenarbeit mit Pannonien, auch römischerseits offen zu halten gedachte, bezeichnend auch Mrozek, a.a.O., S. 99; 108.

Dieses Dakien freilich erscheint als ein Sonderfall, und er verdient es, wenigstens einige Andeutungen darüber zu machen, wie man ihn in seinem historischen Zusammenhang sehen möchte. Wie schon angedeutet, das Imperium als Ganzes hatte sich zu einem System herausgebildet, das alle Lebensbereiche seiner Bevölkerung erfaßte und sie aus einem neuen Grunde heraus gestaltete. Es hatte seine Ziele, Notwendigkeiten und die vordergründigen Absichten miteinander abgestimmt, dabei etwas wie eine eigene Sinnggebung entwickelt, wobei man pragmatisch genug vorging, um sich jeweils an die Gegebenheiten zu halten und falsche Schritte zu vermeiden. Für die Außenpolitik mit ihren überall bewußt begrenzten Maßstäben galt das gleiche. Nun hatte sich nördlich der unteren Donau erneut ein Staatsgebilde geformt, das in eigener römischer Sicht die üblichen Dimensionen eines Klientelstaates weit hinter sich ließ, ja gelegentlich sogar erfolgreich und mit römischen Verlusten auf Imperiumsgebiet übergriffen hatte. Seinem Aufbau nach möchte dieses Reich ein Barbarenstaat sein, wie Rom ihn im Balkangebiet des öfteren angetroffen, ja gelegentlich sogar eine Zeitlang bestehen gelassen hatte. Was aber zu denken gab, das muß das Hinterland dieses Reiches gewesen sein, und dazu die Intensität, mit der der König ein offensichtlich unvorstellbar großes Menschen- und Kräfte-reservoir benutzte, um mit der Expansion zugleich auch die innere Gestaltung dieses Reiches zu intensivieren⁵³. Dabei sollten die internen Integrationsmöglichkeiten fremder Zuwanderer eine Vorseibständigkeit der von Rom praktizierten Verfahrensweisen und Vorstellung, außer Betracht bleiben, und auch die die Tradition, die über Jahrhunderte Decebalus und Burebista verbinden mochte, war vielleicht noch nicht der Art, daß sie ein Eingreifen rechtfertigte. Man wird das Verhältnis der Dakers, wie angedeutet, zu Rom nicht differenziert genug sehen dürfen⁵⁴. Seine Kriege gegen Rom unter Domitian sind kaum als eine Expansion, sondern eher als ein Bemühen zu verstehen, das Verhältnis zum Imperium zu intensivieren und nach den Mitteln von Zivilisation und innerer Stärkung zu suchen, die das Imperium allein zu bieten vermochte. Decebalus als der Erbfeind Roms ist eine Fiktion, was immer auch die römische Propaganda aus ihm machte. Dies aber und das entsprechende Verhalten, wie es sich in den Kriegen und selbst in den Friedensschlüssen äußert, ist es, was den Daker als gefährlich erscheinen lassen mußte und Traian zum Kriege zwang. Denn in seinen Forderungen, wie angedeutet, unterscheidet er sich nicht von dem östlichen Partner. Aber während es im Osten die räumlichen wie die ethnischen Bedingungen sind, die dessen Begehrlichkeit begrenzen und ihn selbst zwingen, stets maßzuhalten⁵⁵, der Dakerkönig stößt in einen Raum hinein, in dem alles noch in der Entwicklung begriffen ist. So geht es in diesem Falle denn kaum nur um eine Bedrohung der südlich der Donau gelegenen Gebiete oder aber der Engstellen der Landverbindung zwischen dem Osten und dem Westen. Wichtiger ist ein anderes: Konnte Rom sich das Entstehen eines Reiches leisten, das sich an der Nordostgrenze etablierte und sich so entwickelte, daß es zu einem dritten Faktor in einem Gefüge von zwei Mächten wurde, das eine dritte nicht mehr vertrug? Die Gefahr war zu groß, daß hier etwas entstand, das auch bei bestem Willen nicht mehr zu bändigen war. Es ist nicht zu glauben, daß Decebalus nicht willens gewesen sein könnte, sich dem ersten Friedensschluß mit seinen Bedingungen unterzuordnen, und nicht bereit war, alles zu erfüllen, was man auch danach noch verlangte. Indes sein Fall war in dem entwickelten zwischenstaatlichen System nicht vorgesehen, das bereits bestand, und für einen bloßen Klientelstaat auch weiterhin war sein Reich zu stark. Die Quellen mögen seinen Untergang kaschieren, einem Traian blieb von vornherein kein anderer Weg als der der Vernichtung.

Das Exemplarische aber setzt sich fort. Das Land wurde zu einer Zeit unterworfen, da Rom die notwendigen einschlägigen Erfahrungen und Vorstellungen längst⁵⁶ gewonnen hatte, von denen wir ausgegangen sind. Und so lag es auf der Hand, daß man diesen Neugewinn von vornherein jetzt auch als ein Musterland zu gestalten unternahm, das zu zeigen hatte⁵⁷, welche Möglichkeiten es für ein Land gab, das unterworfen in einen Romanisierungsprozeß geraten war und diesen konsequent über sich ergehen lassen durfte. Andere Imperiumsteile mochten Vorformen liefern: Hier wird versucht, ein Facit zu ziehen, das für die Augen der eigenen Öffentlichkeit ebenso berechnet war wie für die von auswärtigen Verbündeten, und zugleich anzudeuten, was man für möglich hielt um, über das Bisherige hinaus einen nächsten Schritt zu tun. Die Teilung des Dakiens in mehrere Provinzen⁵⁸,

⁵³ Bezeichnend ist die Anforderung von Handwerkern aus römischem Gebiet in einem der früheren Friedensverträge. Sie erscheint als eine Parallele zu den persischen Bevölkerungsver-schleppungen im Osten.

⁵⁴ Allgemein auch B. Gerov, ANRW II 6, 899 f.; 905.

⁵⁵ Dies gilt selbst für die Tributforderungen der Sassaniden bis in das 6. Jhd.

⁵⁶ Zur natürlichen Dezimierung durch die Aufstellung einheimischer Auxilien s. D. Protase, ANRW II 6, 994, eine Analogie wäre das Beispiel Rätians 15 v. Chr. Zu einer ähnlichen

Praxis noch nach 332 s. Brockmeier, a.a.O., S. 97. Sie leitet in die der Spätantike und Völkerwanderungszeit über.

⁵⁷ Zu den notwendigen Vorbedingungen durch einen Ausbau, auch des cisdanubischen Hinterlandes s.u.a. V. Velkov, Klio, 63, 1981, 473 ff.

⁵⁸ Bezeichnend ist die Zweiteilung wohl bereits unter Traian; die Dreiteilung in Verbindung mit einer Erhöhung der militärischen Stärke fällt in die Zeit Mark Aurels. Zu den Statthaltern s. J. Piso, Tituli, 4, 1982, 369 ff. Die Liste ist auffallend vollständig, weniger gilt dies für die der Procuratoren. Zur Spezialisierung im einzelnen s. Piso passim.

Straßenverbindungen⁵⁹, Garnisonen und Siedlungen, der Ansatz zu einer Municipalisierung⁶⁰, der etwa im Vergleich zu anderen Gebieten in ähnlicher Lage erneut den Eindruck einer Forcierung erweckt, dazu die Anwendung der Vielfalt von Zivilisationsmitteln in der herkömmlichen Weise, wie sie die rumänische Archäologie in ihren verschiedenen Disziplinen zutage gefördert hat, all dies schafft ein Spektrum von einer Konzentriertheit der Elemente, das sich nur aus den Zeitumständen und der bewußten Absicht erklärt. Doch dazu kommt zugleich die ethnische Umgestaltung, d.h. die Vermischung der Einheimischen mit zuwandernden Fremden, und dies im besonderen aus der Osthälfte⁶¹. Sie gilt für den privaten wie den offiziellen, den militärischen⁶² wie den zivilen Bereich, und erscheint alles in allem als die Umgestaltung des Landes mit seinen Bewohnern zu einem neuen, spezifischen Bevölkerungssubstrat, das sich mit nichts an Bisherigem vergleichen läßt⁶³. Und wie schon angedeutet, es sind die östlichen Elemente, die hier als ausschlaggebender Faktor dieser Neugestaltung ausersehen scheinen. Muß sich nach dem oben Angedeuteten über gemachte Erfahrungen und gewonnene Erkenntnisse dieser Zeit nicht der Schluß geradezu aufdrängen, daß man jetzt, zu dem in einem historischen Kalkül richtigen Zeitpunkt, daran ging, die bisher unerprobte Integrationsfähigkeit eben jenes Ostens auf vorerst kleinstem Raume und gleichsam in einer Retorte zu untersuchen und Erfahrungen für die weitere Entwicklung des Problems zu sammeln, dem man bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, um das man aber mit der Zeit doch wohl nicht herum kam? Ging es in der Tat um den Versuch der Überwindung einer jahrhundertealten Barriere, die das allgemeine innere Gleichgewicht auf die Dauer beeinträchtigen mußte, dann wird man die gezielte Anwendung der römischen Lebensqualitäten zu einem Zweck, der in die Zukunft wies, als ein geradezu revolutionäres Novum empfunden haben. Und auch die Lage dieses Experimentierfeldes gleichsam an einer Nahtstelle mag für diese Absicht sprechen. Bezeichnend ist es denn auch, daß man bei all dem im Räumlichen offensichtlich nicht über das hinaus ging, was sich zur Verwirklichung einer solchen Absicht verkraften ließ⁶⁴. Die Grenzen des römischen Dakien nördlich der unteren Donau zum Barbaricum hin werden ein Rätsel bleiben⁶⁵. Hier bietet sich vielleicht ein Erklärung an.

Und auch das Ende gehört dazu. Zweifellos, man hatte in 160 Jahren, zwischen 108 und 270, mehr erreicht als an einer Stelle der nördlichen Grenzzone, wie diese allein einen Vergleich erlaubt. Auch die Umstände, unter denen man das Land wieder aufgab⁶⁶, scheinen symptomatisch und charakteristisch zugleich. Was immer die Gründe waren, unter Aurelian kennzeichnet das Ereignis eine Resignation, die weniger die Region als das Imperium und seine Zukunft als ein Ganzes⁶⁷ betrifft. Spekulationen mit einer nur als zeitweilig gedachten Räumung oder lediglich einer Räumung, keiner Aufgabe des Landes und einer später versuchten Wiederbesetzung mit Hilfe eines Foederatenvertrages etwa unter Constantin helfen nicht weiter, was immer man von einer Neubelebung römischer Weltherrschaftsgedanken oder aber deren Neuauflage

⁵⁹ Zum Beginn entsprechender Anlagen sofort nach der Besetzung s. etwa CIL III, 1627. Material allgemein immer noch RI: IV 1968 ff. (Brandis); die Fülle entsprechender Neuerkenntnisse durch weitere Funde seither kann nur angedeutet werden.

⁶⁰ Auch hier beginnt die gezielte Entwicklung bereits unter Traian mit mehrfacher Coloniagründung; die Entwicklung vom Municipium zur Colonia läßt sich verfolgen für Napoca, Potaissa, Romula, Drobeta, zusammenfassend Gerov, a.a.O.; zu Napoca (Munic. 125; Colonia ca. 160) s. Stieglitz, a.a.O., S. 583; Daicoviciu, a.a.O., S. 921 ff.

⁶¹ S. dazu bes. S. Sanic, *Dacia*, 14, 1970, 405 ff.; 21, 1981, 359 ff. S. u.a. bes. CIL III, LXVI, 1471; 7756; 14216; Suppl. III 7680; 7954; Die Aufnahme auch von Freien Dakern (s. o.) schließt dies nicht aus. Dio Cass. 72, 3, 2 (ca. 180 n. Chr.) erklärt sich aus Verlusten des Markomannenkrieges. Zusammenfassend auch Protase, a.a.O., S. 997; D. Schlumberger, *BEO*, 9, 1942/3, 54 ff. Zu verwandten Phänomenen in Pannonien s. A. Moczy, *ANRW* II 6, 576.

⁶² Zu den orientalischen und afrikanischen Truppennamen s. N. Gudea, *ANRW* II 6, 867.

⁶³ Zum Sklavenzustrom s. J. Glodariu, *ANRW* II 6, 983. Die Ergiebigkeit des Gebietes im näheren und weiteren Vorfelde der unteren Donau galt hierfür als besonders wichtig.

⁶⁴ Zur Fragwürdigkeit der Grenzziehung innerhalb des Karpathienbeckens s. o. Ähnliches muß für die Ausparung von

Moldau und Walachei gelten; zu HA, *Hadr.* 6, 3; Dio Cass. 68, 13, 6; s. Vulpe, a.a.O., S. 43. Zu den dakischen Veteranensiedlungen s. Glodariu, a.a.O., bes. 958 f.; dazu Gudea, a.a.O., S. 857. Allgemein vgl. auch M. Petrescu-Dîmbovița, *Dacoromania*, 1, 1973, 162 ff.

⁶⁵ Schwer zu verstehen ist dabei allerdings die Beibehaltung römischer Garnisonen und Fortifikationen im Hinterlande diesseits der Donaugrenze.

⁶⁶ Material umfassend bei B. Scardigli, *ANRW* II 5, 267 ff. zu *Eutrop* 9, 15, 8; *Festus Brev.* 8; HA, *Aur.* 39, 7; *Jord. Rom.*, 217. *Aur. Vict. Caes.* 33, 3, allgemein; s. auch R. Vulpe, *Dacoromania*, 1, 1973, 41 ff.; E. Cizek, *Latomus*, 45, 1986, 147 ff. s. auch Daicoviciu, a.a.O., S. 33 ff. Zum Rückgang der Goldschürfung als einen der möglichen Gründe s. Horedt, a.a.O., S. 14 ff.

⁶⁷ S. dazu Vulpe, a.a.O., S. 48; V. Ilescu, *dies. Zeitschr.*, S. 10 ff. Zur sukzessiven Aufgabe seit Gallienus s. Horedt, S. 11 ff. Wichtig erscheint die endgültige Räumung durch Truppen und Verwaltung in einer Phase römischer Siege im Osten wie offensichtlich in Dakien selbst (zu dem „Dacicus Maximus ...“ s. A. Bodor, *Dacoromania*, 1, 1973, 29 ff. Ausschlaggebend erscheint mir einerseits die Gefahr der Abschnürung; die Angriffe gegen das Imperium hatten sich zweifellos durch Moldau und Walachei entwickelt. Die Offenheit der nordwestlichen Flanke kommt dazu, und überdies waren offensichtlich die Voraussetzungen für eine weitere Stärkung der römischen Position nicht mehr gegeben, allgemein auch D. Tudor, *Dacoromania*, 1, 1973, 149 ff.

unter einem nunmehr christlichen Vorzeichen halten mag⁶⁸. Das Aufgeben Dakiens in seinem programmatischen Bezug als das Zeichen für das Ende römischer Geschichte mag ein Denken in Umwegen erfordern. Wenn es aber ein solches gibt, dann müßte es in dem freiwilligen Verzicht auf die weitere Fortführung eben von Aufgaben bestehen, wie sie das Imperium bisher stets zur Rechtfertigung der eigenen Existenz und seiner historischen Rolle postuliert hatte, und wie wir sie als Romanisierung zu umschreiben gewohnt sind. Und bezeichnend wäre dann auch die Stelle, an der dies geschah. Was dabei im einzelnen vorausgegangen war, ist sicher von geringem Belang: Es müßte, analog zum Anfang aber auch jetzt das Modell sein, das wirkte. Das Weitere tut wenig zur Sache. Wesentliche Teile der romanisierten Bevölkerung werden zurückgeblieben sein und ihre Integrationsfunktion⁶⁹ weiter ausgeübt haben. Ich halte für möglich, daß die weitere Entwicklung südlich wie nördlich der Karpathen ohne dieses konsolidierende Element nicht denkbar ist⁷⁰, die archäologischen Zeugnisse zumindest für das 4. Jhd. scheinen einen Beweis dafür zu erbringen. Die Wirkung des Ereignisses auf das Imperiumsbewußtsein aber muß groß gewesen sein. Ich halte für möglich, daß alle später noch geäußerten Weltherrschaftsideen an diesem Beispiel von vornherein ihr natürliches Korrektiv gefunden haben.

Dazu nun aber kommt ein weiteres, und es erscheint als angebracht, ein wenig auszuholen. Man hatte im Westen das provinzielle Übergangsgebiet in einer Weise gestaltet, die im Osten eine Parallele nicht haben konnte, und wie anzudeuten versucht, wird in diesem Unterschied ein Erkenntnisfortschritt liegen, der seine Zeit brauchte. Wohl hatte das westliche Barbarenbild seine Tradition, die sich von der des östlichen unterscheidet und die sich spätestens seit Poseidonios als selbständiger Zweig einer antiken Barbarenideologie verfolgen läßt. Von der römischen Selbstdarstellung wurde, wie natürlich, dieses Bild sicher nur allzugerne aufgenommen. Indes, bei aller kennzeichnenden pointierten Grausamkeit, Primitivität und bestialischer Wildheit – dies im Gegensatz zur östlichen Tryphé – von vornherein scheint man zugleich auch gerade für den Westen und Norden die Möglichkeiten einer Domestikation wahrgenommen zu haben, die zur Hoffnung berechtigten, und sich, wie angedeutet, darin vom Osten unterscheiden. Und in der Tat, mit einem Versuch von Ordnung, mit politischer Zivilisierung und der Erziehung in allen Bereichen des Lebens beschritt man früh denn jenen Weg der Romanisierung, wie man ihn dort niemals zu betreten versuchte. Spanien, Gallien und die anderen Grenzgebiete aber geraten damit in einen Sog, der diese Völker einen Teil ihrer genuinen Eigenheiten vergessen macht und die mit der Zeit zu etwas umgestaltet, das sie in unseren Augen nur noch als Imperiumsbestandteil erscheinen läßt. In welche Tiefe sich dieser Prozeß erstreckte, bleibt unklar, es wäre möglich, daß man über Bekanntes hinaus hier Unterschiede zu machen hat. An vielen Stellen bleiben offensichtlich urchtümliche Substrate wenigstens im Untergrund, ja erleben dann eine neue Auferstehung, wobei sich etwas wie eine keltische Renaissance im 3. Jhd. von Gallien bis an die mittlere Donau auszudehnen scheint. Der Sprung über die ethnischen Barrieren aber, den Rom damit tat – dies seit der Zeitenwende bewußt und im Sinne eines planvoll und auf weite Sicht angelegten Programmes – ist es zugleich, was Europa erst zu dem gemacht hat, was es ist, auch wenn dessen Grenzen noch nicht feststanden. Und noch mehr, selbst dort, wo man, wie angedeutet, diese Grenzen dann wieder aufgab, vermochte das Ergebnis dieses Prozesses wenigstens im Untergrunde sich über die Jahrtausende zu halten.

Die Zäsur am Ende dieser Epoche aber erinnert noch einmal an die des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, und wieder scheint sie mit der an sich unfreiwilligen Verbindung von östlicher und westlicher Imperiumshälfte zu tun zu haben. Man wird dabei früh anzusetzen haben, wobei der Osten jetzt vorübergehend eine auffallend amorphe Rolle spielt. Im Westen aber ist, bei allem Fortschritt in der Romanisierung nach innen, das Ergebnis der allgemeinen Zusammenhänge bereits im 2. Jhd. von einer Regression bestimmt, die bereits wieder fraglich macht, was sich seit Augustus so kontinuierlich entwickelt hatte. Dabei zeichnen sich die Hintergründe einigermaßen ab. Wirklich zu erkennen indes sind sie nicht. Aber es hat den Anschein, als sei die Eingrenzung des Imperiums seit Augustus denn gefährlich mit einer Beschränkung der Imperiumsinteressen nach außen zu Hand in Hand gegangen, so daß die Welt jenseits der Gebiete nahe der eigenen Provinzen allzu sehr aus dem Blickfeld schwand. Wir wissen denn auffallend

⁶⁸ Literatur bei Scardigli, a.a.O., S. 272 ff. Zur Deutung der Frage durch E. Chrysos, *Dacoromania*, 1, 1973, 52 ff.; *SO-Europa Jb.*, 17, 1987, 28 zu den Ereignissen 332 s. Brockmeier, passim als Korrektur. Antike oder christlich-antike Imperiumspanegyrik hat ihre Funktion auch in der Darstellung des Realen: Eine verpflichtende Programmatik angesichts eines Zwanges zur pragmatischen Verhaltensweise indes kann sie nicht sein. Daß ein Constantin später mehr beabsichtigte als sich an Erreichtem

abzuzeichnen scheint, ist durch nichts zu beweisen. Allgemein s. auch T. Zawadski, *Dacoromania*, 1, 1973, 65 ff.

⁶⁹ Dies trotz geringerer Lebensqualitäten, die von nun an nachzuweisen sind, vgl. K. Horedt, *Dacoromania*, 1, 1973, 136 ff.

⁷⁰ Des weiteren s. G. Schramm, *SO-Europa Jb.*, 17, 1987, 89 ff. Zur vorerst weiteren Verbindung mit dem Imperium s. Horedt, a.a.O., S. 14; Tudor, S. 149, vgl. auch Petrescu-Dîmbovița, a.a.O., passim.

wenig über Stammesbildungen, Konglomerationen und Wanderungen der Stämme östlich der Elbe und über den Aufbruch der germanischen Welt. Es wird sein, das Plinius der Ältere viel davon berichtete. Aber für eine Warnung können die einschlägigen Nachrichten nicht ausgereicht haben. So muß früh denn auch das Karpathengebiet bedroht gewesen sein. Ich halte für möglich, daß bereits die Entstehung des Decebalusreiches die Reaktion auf einen Druck von außen darstellt, der im 1. Jhd. dort spürbar wurde. Die Vorfeldgewinnung durch Traian wiederum und die Festigung Dakiens durch ihn wie die Nachfolger wären konsequent der nächste Schritt, nachdem man die Rolle übernommen hatte, die bisher der Gegner spielte, während die Haltung eines Hadrian wiederum sich daraus erklärte, daß mit dem gleichsam vorgeschobenen Bollwerk genug getan sein, nunmehr auch das weitere Vorfeld ausreichend zu kontrollieren. Aber bereits im 2. Jhd. zur Zeit Mark Aurels und dann noch mehr im 3., lange vor der Räumung, muß das Umfeld und weitgehend auch Dakien selbst zu einem Hexenkessel von Zügen und Bewegungen geworden sein⁷¹, der überkochte und seine Massenaufgebote alljährlich über die Donau schickte. Bereits als ein Tacitus gegen Ende des 1. Jhdts. die Bedrohung offen aussprach war es für eine entsprechende Reaktion fast schon zu spät. Die Art, wie er dies tut, läßt erkennen, daß in der Tat Wichtiges versäumt worden war⁷². Sicher, man baute sukzessive den Limes weiter aus, aber dieser, wie gesagt, ist als eine wirkliche Sicherung nie gedacht gewesen, während an der unteren wie an der mittleren Donau einfach zu wenig geschah, um mehr zu leisten als das, was die bloße Kontrolle verlangte. Im übrigen hat Rom ja trotz dieser Art von Grenzziehung eine wirkliche Abschottung gegenüber der Außenwelt niemals vollzogen. Nicht nur, daß man stets durch Verbindung in vielfacher Weise diese Außenwelt zu durchsetzen suchte. Seit Augustus werden immer wieder Fremde als einzelne, als ganze Stämme oder Gruppen ins Imperiumsgebiet aufgenommen und in die Provinzbevölkerung integriert⁷³. Die Zahlen, die gerade von der unteren Donau überliefert sind, mögen übertrieben sein, und es könnte dennoch sein, daß in einem solchen Zusammenhange gerade jene Nahtstelle zwischen Osthälfte und dem Westen eine besondere Rolle spielte, die dem Sicherheitsauftrag für Dakien erst seinen wirklichen Sinn gab. Überall aber muß der Romanisierungsprozeß, der damit begann, sich auf die Barbaren als ein Weg zu Wohlbefinden und Wohlstand, besseren Lebensbedingungen und hoffnungsvoller Teilnahme an den Segnungen einer ungewohnten Zivilisation ausgewirkt haben, die sie die eigene Vergangenheit vergessen ließ und es leicht machte, die eigene Identität aufzugeben. Daß dies wiederum sich jenseits der Grenzen herumsprach, aber darf als sicher gelten, und es braucht sicher nur geringe Spekulation über die Permeabilität jenes Völkergefüges, um die Logik solcher Kausalitäten zu verstehen. Ohne Haß auf dieses Imperium, eher von der Vorstellung eines Gelobten Landes ausgehend, scheint so mehr und mehr das Eindringen in dieses Land zu einem Vehikel nicht nur politischer oder pseudopolitischer Entwicklung für diese Völker im Sinne einer primitiven Staatenbildung zu werden. Existenznot und Lebensbedingungen tun auf der anderen Seite das Ihre, diesen Prozeß entscheidend zu fördern. Unter Mark Aurel scheint es dann so weit, daß ein Überdruck sich zum ersten Male entlädt, seit 166 ergießt sich für anderthalb Jahrzehnte Jahr für Jahr eine Woge von Invasionen über die nördlichen Grenzen und überflutet das römische Gebiet von Rätien bis Siebenbürgen. Markomannen, Quaden, Jazygen indes bilden, vorangeschoben, dabei höchstens eine erste Welle und sind gleichsam die Spitze eines Eisberges von kaum auszulotender Tiefe. Zwar läuft sich nach einiger Zeit diese Bewegung tot. Daß indes nur der gewaltsame Einbruch weitgehend die Zerstörung all dessen mit sich gebracht hatte, um dessentwillen man gekommen war, war unvermeidlich. Indes, auch die Reaktion des Imperiums ist bezeichnend. So gut es geht, wird am Ende die Masse der Eindringlinge aufgenommen, zum Teil selbst in Italien angesiedelt oder an anderen Stellen zu integrieren gesucht, wobei man lediglich nach der alten Praxis zu verfahren brauchte. Und andererseits besteht für kurze Zeit wenigstens

⁷¹ In den Kämpfen fiel der Legatus Aug. pro praetore M. Claudius Fronto.

⁷² Zur Wirkung des *clades Variana* s. Will, a.a.O., S. 52. Sie hat sich zweifellos durch das Nebeneinander mit deutlicher eigener Überlegenheit in den folgenden Jahrhunderten abgeschwächt, vgl. dazu auch Ternes, a.a.O., S. 738 ff. Zur Vorfeldsicherung etwa im Kaukasus, der am weitesten vorgeschobene Position, s. A. B. Bosworth, HSPh, 81, 1977, 218 ff. Sie ließ sich als Modell dafür deuten, was hier möglich war, und erlaubte die Kontrolle aller Bewegungen in und vor dem Gebirge (vgl. Tacitus, Ann., 6, 33; 2; Jos. AJ, 18; 97; BJ, 7, 244 ff.; Dio Cas. 65, 15, 1) Garnisonen im 2. Jhd. (Bosworth, S. 226) mochten bestehende Foederatenverhältnisse noch verstärken (Fest. 20, 2; Eutr. 8, 2, 2) und diese

nach dem Abwehrerfolg 135 (FGH nr. 154, T 5; HA, Hadr. 17, 11) weiter zementieren. Parthisches Wohlwollen gegenüber solchem Engagement ist nicht zu bezweifeln. Bewegungen, wie sie zur Zeit Mark Aurels erstmals begannen, scheinen allerdings nicht einkalkuliert gewesen zu sein; und daß sich oben abzeichnende System der Kontrolle versagte an fast allen Stellen. Die dakische Grenzsicherung macht keine Ausnahme (vgl. Gudea, a.a.O., S. 849).

⁷³ Zum Vorbild der Ubierverspflanzung s. Will, S. 2; zu T. Plautius Silvanus (CIL XIV 3608) s. Daicovicu, a.a.O., S. 912. Zur offensichtlich bevorzugten Besiedlung des südlichen Hinterlandes an der unteren Donau vgl. M. Mirkowitsch, ANRW II 6, 810 ff., bes. 820 ff., s. auch Velkov, a.a.O., Sie ergänzt das Bild von den bestehen gelassenen Garnisonen.

der Plan, das Provinzgefüge über die Flußgrenzen hinauszuschieben und um eine Marcomannia wie eine Sarmatia zu erweitern⁷⁴. Die einschlägige Überlieferung mag Fiktion sein. Hinter ihr verbirgt sich indes eine Konzeption, die längere Zeit vorher und unter besseren äußeren Voraussetzungen vielleicht Erfolg gehabt hätte, das nördliche Imperiumsvorfeld besser zu sichern als dies in Wirklichkeit geschehen war. Zu fragen, ob die Entwicklung für immer aufzuhalten gewesen wäre, freilich ist müßig.

Wichtiger freilich scheint noch ein anderes. Man hatte nunmehr wohl die Gefahren erkannt, die sich hinter den Symptomen dieser ersten Völkerwanderung verbargen⁷⁵. Zwar hatte man diese nur zum Teil zu bewältigen vermocht. Allen Zeugnissen nach aber muß jetzt ein Wiederaufbau des Zerstörten begonnen haben, der alles Bisherige hinter sich ließ. Nicht nur, daß man die Schäden reparierte. Forciert wird auch die Romanisierung⁷⁶, und im ganzen versucht man das Zivilisationsgefüge jetzt in einer Dichte auszubauen, in der sich, wenn nicht jeder neue Vorstoß von außen festlaufen würde, doch die Integration der Eindringenden schnell und sicher vorstatten gehen konnte⁷⁷. Es scheint, das Modell Dakien übertrüge sich damit auf weite Räume, und hier wie dort gingen alle Erwägungen davon aus, daß es mit militärischen Mitteln allein nicht mehr getan war. So kann es denn kein Zufall sein, daß von allen archäologisch oder epigraphisch faßbaren Zeugnissen in den erwähnten Gebieten mehr als drei Viertel der Zeit entstammen, die mit Commodus beginnt und mit den Severern endet und die demnach für die römische Geschichte eine wenngleich zwangsläufig eingeleitete und dirigierte, doch eine grandiose Blütezeit bedeutet. Daß vieles an Bauwerken und anderen Zeugnissen bereits als nur noch repariert erscheint, widerspricht dem nicht. Und auch von hier aus gesehen bedeutet den letzten Höhepunkt ein Caracalla⁷⁸, für dessen Regierungszeit die Nachrichten zu diesen Erkenntnissen passen. Ich halte für möglich, die Constitutio Antoniniana müsse mit diesen Dingen ebenso in Zusammenhang stehen wie mit der erwähnten, nur scheinbar so perversen Persienpolitik, und alls in allem, sucht man nach einem Gesamtnenner seiner Kraftanstrengungen, so kann man ihm die Bewunderung nicht versagen. Bereits 212 hat er einen Vorstoß neuer, bisher nur östlich der Elbe nachweisbarer Germanen am unteren Main abzuwehren. Doch was sonst noch erwähnt wird, die notwendige Barbarisierung der Reichsverteidigung, die Integration von Barbaren im großen Stil, die Aktivierung der bestehenden, wohl zum großen Teil indiskutabel gewordenen Bundesverhältnisse um jeden Preis, der Versuch einer Verstärkung der Repräsentanz des Imperiums nach außen hin – und zugleich der Kaiser in einem barbarischen Kampfanzug, der ihm seinen Namen gab – auf den ersten Blick hin mag er als der Verrückte erscheinen, als den ihn die Quellen zu zeichnen suchen. Sie mögen zum Teil Recht haben, aber nur zum Teil. Was er zu verwirklichen sucht, ist die Totalisierung aller Anstrengungen und die Ausnutzung aller Mittel angesichts einer Katastrophe, die er sicher nicht allein als solche erkannte, allein aber die Absicht hatte, die Konsequenz zu ziehen. Die Ausdehnung dieser Kräftekonzentration selbst auf Persien würde gut dazu passen.

In der Tat, es ist er, mit dem eine Epoche zu Ende geht. Der Zusammenbruch im Osten wie bald danach auch im Westen sind nicht Caracallas Schuld, denn auf beiden Seiten eskalieren nunmehr die Symptome in einer Weise, die eine Bewältigung durch Rom als unmöglich erscheinen läßt. So bricht auch jenes System kontrollierbarer Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Reichsteilen, nun an verschiedenen Fronten, zusammen und tritt an seine Stelle das Provisorium, das für den Rest des Jahrhunderts anhält. Wieder scheint, und dies gleichsam auf anderer Ebene, der Vergleich zwischen dem Westen und dem Osten als unmöglich. Doch bedingen sich beide, genau gesehen, jetzt stärker als zuvor. Sicher, mit der ethnischen Durchdringung und Durchmischung⁷⁹ der verschiedenen Bestandteile von Reichsbevölkerung hatte man seine Fortschritte gemacht. Östliche Verbände in allen, auch den westlichen Provinzen, Syrer in Dakien, die Gemeinsamkeit von Verwaltung, Senat, Händlern – zur Verwirklichung einer angestrebten Homogenität der Reichsbevölkerung mit entsprechend homogenen Interessen und selbst Lebensformen kann all dies vorerst nicht ausreichen und ist offensichtlich die Zeit zu kurz gewesen, um ein Ziel zu erreichen.

⁷⁴ Vgl. etwa auch Klose, S. 81, dazu G. Winkler, ANRW II 6, 225 ff.

⁷⁵ Unklar ist, wie weit sich die Auswirkungen auch auf den Osten erstreckten. Zwar hatte die Verbindung etwa des Antoninus Pius mit Baktrem und Hyrkanem, wenn historisch, das Partherreich nicht beeinträchtigt, ähnliches wird für den erwähnten Alanenangriff 135 gelten. Das Ausgreifen des Vologäses III. auf Armenien 162 erklärt sich indes vielleicht schon mit Unruhe in den nordkaukasischen Gebieten.

⁷⁶ Bezeichnend hier ILS 6986.

⁷⁷ Zu Pannonien s. Mocsy, a.a.O., S. 582, vgl. auch P. Oliva,

Pannonia and the End of the Crisis in the Roman Empire, Prag, 1962, bes. 299 ff.; zur Hochblüte für die Balkangebiete in der Severerzeit s. Gerov, a.a.O., bes. S. 113. Die Wiederaufbauphase mit deutlicher Intensivierung des Bestehenden ist auch an der oberen Donau und am Rhein nach den inschriftlichen wie archäologischen Zeugnissen nicht zu übersehen.

⁷⁸ S. o., vgl. bes. auch Debevoise, S. 246 ff. Wie weit etwa ein propersischer Aufstand in Syrien 162 sich als eine Verschiebung des Verhältnisses auswirkte, ist nicht zu erkennen.

⁷⁹ S. dazu bes. Daicovicu, a.a.O., S. 930 ff.

Ein Konzept aber, das sich auch jetzt in einer Notsituation anwenden ließe, um das Begonnene fortzuführen, scheint nicht vorhanden zu sein.

Obendrein nun bringt das beginnende 3. Jahrhundert auch im Sassanidenreiche eine Wende, die das bisher scheinbar so stabile Verhältnis zwischen den Mächten über den Haufen wirft⁸⁰ und das Gleichgewicht auch im Osten zerstört. Sicher, einen Umbruch bedeutet die Ablösung der Parther durch das Sassanidenreich nicht, und in der Perspektive der politischen Notwendigkeiten gesehen, muß für Rom diese Wende etwas Überflüssiges gewesen sein. Vorerst scheint die Ordnung zusammenzubrechen, was sich als ein neuaufgelegter achämenidischer Fundamentalismus darstellt, führt zu einer Welle von Kriegen, in denen Rom vorerst in einer Verteidigerrolle steht⁸¹. Auf die Dauer freilich kosten diese den Gegner mehr an Kräften, und sie mögen die Frage nach einem Krieg um des Krieges willen aufgeworfen haben. Eine neue, innere Stärkung der östlichen Macht läßt sich nicht erkennen, und auch die vagen Nachrichten über eine persische Expansion gegen das Kuschanreich helfen nicht weiter. In der Tat, bald kehrt die sassanidische Kräfteexplosion wieder zu ihren Ursprüngen zurück, das heißt, zu jenem Zwiespalt zwischen einer Gewinnung westlicher Zivilisation und westlicher Zivilisierungsmöglichkeiten auf der einen und der Schwäche auf der anderen Seite, das Gewonnene zu sichern. Erklären läßt sich dies nur mit Hilfe von Hypothesen. Bedeuten indes die persischen Angriffe auf das römische Gebiet in erster Linie Raubzüge, um sich mit Gewalt zu holen, was im eigenen Osten die Überlegenheit ausmachte, neben Geld, Waren, Viehherden, und allen materiellen Gütern auch Menschen, die diesem Zuwachs auch Dauer zu verleihen in der Lage waren, so konnte das Imperium niemals alles zur Verfügung stellen was Persien brauchte. Damit aber werden die Auseinandersetzungen in ihrer spezifischen Form zu einer weltpolitischen Notwendigkeit, die das persische Verhalten als lediglich noch eine Variation erscheinen lassen von dem, was auch bei anderen Barbaren nachzuweisen war⁸². An Landgewinn kann dieses Persien nicht interessiert gewesen sein, auch ist auf Dauer die Überlegenheit Roms auch jetzt wieder unverkennbar. Für den Großkönig wiederum aber wird zwangsläufig auch die Frage nach Gewinn und aufgebrachten Opfern zum entscheidenden Kalkül. Wohl hält der Prozeß gegenseitiger Aufreibung eine Zeitlang an und bestimmt das 3. wie das 4. und die weiteren Jahrhunderte⁸³. Doch in dem Hin und Her steht neben einem Valerian ein Odenath⁸⁴ und neben einem Sapor II. ein Julian. Und wie mir scheint, kommt es 363 zum Muster eines Friedensabschlusses⁸⁵, bei dem jeder sich selbst und dem anderen zu beweisen sucht, daß ihm an einer Vernichtung oder auch nur der katastrophalen Schwächung des anderen nichts gelegen sein könne⁸⁶.

Trotz aller Eigendynamik aber drängt sich damit wieder eine Parallele zum Westen auf. Denn um die gleiche Zeit, 238, bricht mit der zweiten Völkerwanderung eine Invasionswelle über das Imperium herein, die nicht nur gründlich alles Wiederaufgebaute zerstört, sondern in zwei oder drei Generationen das Gebiet nördlich der Alpen, den Balkan und Thrakien zur Wüste macht. Doch während sich an den Zielen der Invasoren nichts geändert hat, setzen sich in den leer gewordenen Räumen nunmehr Fremde fest, die integrationsbereit, nun nicht mehr zu integrieren sind, während Reste einer romanisierten Bevölkerung nur noch in festen Plätzen ihr Dasein fristen. In Gallien wiederum beginnt der Einsickerungsprozeß der Franken, unterstützt durch lätisierte Vorläufer, denen ebenfalls die Identität bereits erhalten geblieben war.

⁸⁰ S. dazu J. Wiesehöfer, a.a.O., vgl. auch W. Felix, *Antike literarische Quellen zur Außenpolitik des Sassanidenstaates*, Wien, 1985, bes. 33 ff.

⁸¹ S. dazu zuletzt bes. E. Kettenhofen, *Die römisch-persischen Kriege des 3. Jhdts. n. Chr.* Wiesbaden, 1982. Die gelegentliche Deklaration der Kämpfe als Verteidigungsaktionen etwa durch Shapur I. widerspricht der Expansionstendenz nicht; die Auseinandersetzungen beginnen 229 mit einer Invasion Ardashirs und richten sich nicht allein gegen die Eroberungen des Septimius Severus.

⁸² D. h. Züge, sich das Benötigte zu sichern, dessen Umfang die vertraglich vereinbarten Hilfen um ein Vielfaches überstieg. An eine Eroberung großen Stils dachte man kaum, und dies gilt selbst für den Vertrag von 363. So ist denn trotz persischer Überlegenheit 260 nach Gefangennahme Valerians an eine Kooperation etwa mit den Boranern nicht zu denken (vgl. Kettenhofen, S. 77), die Ergebnisse einer möglichen zweiten Eroberung Antiochias nicht allzu lange nach der ersten muß bezüglich der Ergebnisse für den Großkönig enttäuschend gewesen sein.

⁸³ Die Motive und Verfahrensweisen bleiben bis ins 7. Jhd. die gleichen, wobei freilich die Intensivierung der Wanderzüge eine schwere Belastung der Randgebiete bedeutet und das Suchen nach Geldmitteln wie anderem Hilfenoffensichtlich immer hektischer werden läßt. Die Bemühungen Persiens um eine Staatswirtschaft im römischen Sinne scheitern. Zusammenfassend J. Wolski, *Ir. Ant.*, 5, 1963, 103 ff., zur Belastung der Politik durch die feudale Struktur des Reichskernes s. S. 109 ff., vgl. auch ANRW II 9, 206. Zur Heeresstruktur s. G. Widengren, ANRW II 9, 285 ff. Sie scheint ohne Zuzug von außen für längere Kriege ungeeignet, vgl. *Festschr. L. Brandt*, Köln, 1962, 532.

⁸⁴ Zu Odenath s. Drijvers, a.a.O., S. 847; vgl. auch F. Millar, *JRS*, 61, 1971, 1 ff.

⁸⁵ S. dazu Chrysos, *Aspects*, S. 26 ff.; vgl. dazu meine Interpretation in: *Vivarium. Festschr. Th. Klauser zum 90. Geburtstag*, Münster, 1984, 353 ff.

⁸⁶ Es ist das Sichtotlaufen unter Sapor I., das noch 298 zur Katastrophe und römischen Repressalien führt; zum Versuch einer Ausdehnung der Interessengebiete nach Armenien s. M. L. Chaumont, *Ir. Ant.* 8, 1968, 86 ff.

Es wäre viel zu sagen über die Versuche Roms, nach dem Sichtotlaufen dieser Bewegung gegen Ende des Jahrhunderts es noch einmal mit einer Integration zu versuchen und so schließlich Europa zu halten, wie man es in den vorausgehenden getan hatte. Ein Constantius II. scheint in seinem Vorgehen gegen die germanischen Stämme in Gallien noch einmal die Erkenntnisse aus dem Osten⁸⁷ auf den Westen zu übertragen, zu dosieren und exzessive Auseinandersetzungen zu vermeiden. Er hat damit einen minimalen Erfolg, doch seine Zeit ist kurz. Nach ihm kommt ein Julian und zerstört alles, indem er den Bogen wieder überspannt und von Vorstellungen ausgeht, für die die realen Gegebenheiten einfach fehlen. Was er seinerseits von da aus wiederum in den Osten überträgt, führt schnell seine Katastrophe herbei.

Lernprozeß und Wechselverhältnis werden damit am Ende der Antike wieder sichtbar⁸⁸, doch diesmal auf einer anderen Ebene und zu einem Zeitpunkt, an dem das Auseinanderklaffen der Bereiche tödlich war und nur in der Konzentration etwas wie eine Aussicht auf Rettung bestand. Bereits ein Diokletian geht davon aus, daß das Kräftepotential des Imperiums als aufgezehrt zu gelten habe und man demnach nur noch Korrekturen anwenden dürfe, um zu sichern, was sich noch sichern ließ. Sein Werk der Gesetzgebung ist denn gerade von hier aus gesehen in seiner Vielfältigkeit von einer zeitlosen Grandiosität. Aber es hat nicht den Anschein, als ginge es ihm um ein Festhalten an den bisher gültigen Voraussetzungen und Konzeptionen um jeden Preis. Seine Außenpolitik steht damit im Einklang. So dulden es die Tetrarchie wie deren Nachfolger, wenn etwa im Voralpengebiet alemannische und andere germanische Stämme durcheinander siedeln und sich ohne eine klare Verbindung mit dem Imperium weiter ausbreiten. Nördlich der unteren Donau in dem geräumten Dakien suchen West- wie Ostgoten, zusammen mit anderen Stämmen, feste Wohnsitze und beginnen, ein bodenständiges Eigenleben zu führen. Von den romanisierten Restsubstraten ist in der zeitgenössischen Selbstdarstellung der Quellen nicht mehr die Rede. Wohl kennt man noch Foederierte und Klientelstaaten mit ihren Verpflichtungen dem Imperium gegenüber, und ganz offenkundig ist auch bei den Stämmen an jene älteren Verhältnisse noch eine Erinnerung vorhanden. Doch diese neuen Partner treten jetzt, wenn es um die eigenen Forderungen geht, gegen dieses Imperium mit einem Selbstbewußtsein auf, das zeigt, wie die Wirklichkeit gegenüber den Postulaten sich verschoben hat. So verwandeln sich die Wechselbeziehungen von nun an immer weiter gleichsam in eine Analogie. Sicher, außenpolitisch kommt es überall, auch an der Ostgrenze, wieder zu einer Stabilisation. Doch während im Westen die Landnahme der Fremden auf weithin leere Räume stößt, beginnt im Osten die Abdrift jener äußerlich und formal integrierten, aber fremd gebliebenen Nationen, der Ägypter, Syrer, Araber als gleichsam innerer Prozeß⁸⁹. Es ist hier nicht zu fragen, wie weit eine religiöse Entwicklung und schließlich die dogmatischen Streitigkeiten des Christentums dieser Bewegung Vorschub leisteten. Wenn, dann übten sie eine accelerierende Funktion aus, Antriebsmoment waren sie zweifellos nicht⁹⁰. Sicher, in Europa ist nach wie vor der Drang zur Integration bei den Barbaren stark. Er ist es im Grunde, der 376⁹¹ die letzte Völkerwanderung ausgelöst hat. Doch er beruht eigentlich auf einem Mißverständnis der Agierenden, die sich immer noch erwarten, was längst nicht mehr vorhanden ist. Für Rom und sein Verhältnis zu den Nachbarn haben sich demnach, anders als im Osten, die Faktoren jetzt gleichsam ausgetauscht. Rom als Idee, Rom als geistige Macht, kann ein Ersatz für Rom als politische Macht nicht sein. Sicher, an vielen Stellen mag das Romanisierungsphänomen, wie etwa in Gallien, noch einmal einen Höhepunkt erreichen. Doch es ist auch

⁸⁷ Dies nach den Erfahrungen im Osten bis 350.

⁸⁸ Dazu gehört m. E. die Teilung Armeniens unter Theodosius I. Ihr geht die Neutralisierung 363 voraus. Das 5. und 6. Jhd. kennen territoriale Fragen in der Auseinandersetzung nicht mehr.

⁸⁹ Er äußert sich vielfältig, am stärksten in den religiösen Auseinandersetzungen des 4.-6. Jhdts. Die Verbindung mit größeren, allzu leicht auf den nicht religiösen Bereich übergreifenden, Aufständen in allen Metropolen des östlichen Reichsgebietes und die verzweifelten Maßnahmen der einzelnen Kaiser, durch religionspolitische Maßnahmen, Synoden und dogmatische Entscheidungen zu ihrer Bewältigung, sind ebenso bezeichnend wie die Verbindung mit jeweils anderen Strömungen. Dazu kommt die bewußte Abkehr von verbindenden Bildungsformen nicht nur bei unteren Schichten sondern bei Kirchenführern und Asketen, wie immer man sie formulierte. Die Opposition einer Untergrundkirche durch Jacob Baradeus erscheint bereits als das Ergebnis einer solchen Entwicklung. Anders. A. H. M. Jones, JThS, 10, 1959, 280 ff.

⁹⁰ Zum Perserkriegsplan Constantins s. zuletzt bes. T. Barnes, JRS, 76, 1986, 126 ff. zum Traianvorbild s. Aur. Vict. Caes. 41, 18. Ein begründbarer Anlaß ist schwer zu erkennen, religiöse Motive scheiden aus. Es könnte sich indes um eine Absicht handeln, sich gewaltsam von allgemeinen Umständen zu befreien, mit denen fertigzuwerden der Kaiser nach der Gewinnung des ganzen Imperiums anders nicht mehr in der Lage war.

⁹¹ Zu den innergotischen Verhältnissen s. zuletzt P. Heather, GRBS, 27, 1986, 289 ff. die Frage nach der Christianisierung der Westgoten ist hier des weiteren nicht zu erörtern. Material aufgearbeitet und im Überblick dargestellt von B. Scardigli, Romano Barbarica, 4, 1979, 255 ff. Zweifellos waren die religiösen Streitigkeiten unter den Goten nach 369 nur ein Aspekt der Dekomposition, die das Ihre tat, eine Abwehr der auftauchenden Hunnen unmöglich zu machen. Ich halte für möglich, daß man überdies einen ausreichenden Schutz durch das Imperium nicht mehr als gewährleistet ansah.

jetzt nur auf einen kleinen Personenkreis bezogen und wirkt nicht zuletzt deshalb wie eine Subsumierung des Erreichten schon im Angesicht eines drohenden Unterganges. Eine Wirkung nach außen ist kaum mehr festzustellen. So ist denn ein Athanarich in Dakien erfüllt von einem tiefen Mißtrauen gegen dieses Rom, das trotz allen Anscheines nicht mehr in der Lage ist, die Hoffnungen zu erfüllen, die man sich gemacht hatte. Bei solchem Mißtrauen ist es bei den Partnern dann überall geblieben, und zwangsläufig wandelt sich mit der Zeit denn die alte Perspektive immer mehr ins Gegenteil. Ein Ammianus Marcellinus im 4. Jhd. sucht zu erklären, weshalb solche Hoffnungen Illusion bleiben mußten. Er kommt als Ergebnis auf die allgemeine moralische und geistige Dekadenz. Sicher, das mag ein Gesichtspunkt sein. Alles aber besagt er nicht.

Andere Zeugnisse zu diesem Thema, auch aus späterer Zeit sind Resignation. Daß etwa der Verfasser der Historia Augusta diese mit einem Schuß Ironie versetzt, ändert daran nichts. Bald danach aber hören dann auch diese Zeugnisse auf.